

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

11 (13.3.1938)



Sonntag, 13. März 1938

Folge 11 / Jahrgang 1938

Die Heimholung

VON ALFRED RICHTER

Der Unteroffizier Bordinly der 5. Komp. wurde zum Führer der Patrouille bestimmt, die das neu aufgestellte feindliche M.G. zu erkunden hatte. Er nahm am hellen Tage die Musketiere Adam Vöffelholz und Hans Schramm, die sich freiwillig gemeldet hatten, mit zu einem Beobachtungsstand. Lange Stunden die drei und lugten zum Feind hinüber. Plötzlich dehnte sich mehrere hundert Meter tief das Zwischengelände, soweit lagen die Stellungen aneinander. Ein alter Fahrweg, der noch immer nicht völlig verwuchert war, lief senkrecht auf den Feindesgraben zu. Dicht vor seinem Schnittpunkt mit dem Drahtverhaun drüben stand ein zweirädriger Bauernwagen mit seinem Gestell. Die Seitenteile waren heruntergeklappt. So bildete der Wagenboden nunmehr eine Art Dach, und das ganze war wie ein Schilderhaus. Pfehle nur der feindliche Lauerpösten des nachts darin! Und dort mußte die Patrouille vorüber, denn schräg hinter dem Karren wurde irgendwo das M.G. vermutet.

„Wir machen es so“, sagte der Korporal, „von drei Seiten zugleich springen wir ihn an. Mehr als einen kann er nicht umlegen.“

Aber, wie sie dann sprangen, war in der Wagenkante natürlich gar kein Posten. Niemand soll die Franzosen für dumm halten.

Bitter ärgerte das die drei, und sie wollten es ansuchen. Nichts von ihnen kuckte ein schwindlühiger Franzose immerzu. Vorgehobener Forderpösten. Eigentlich lockend. Aber dennoch, man mußte ihn gehen lassen. Das Ziel lag links, nicht rechts, und die Hauptaufgabe ging vor.

Links plapperten Stimmen. Sie klangen minutenlang von der gleichen Stelle. Das konnte nur ein Doppelposten sein. Vielleicht hatte er das M.G. bei sich?

Die drei, längst auf allen Vieren kriechend, hoben ihre Knarren vor sich her und erreichten den Verhaun. Der Korporal links anhen; ihm folgte der Adam. Der Schramm machte den Schluß. Der geriet, kurzschichtig, wie er war, in loses, dürres Reifig, das der listige Feind vor seinem Hindernis ausgebreitet hatte. Es knackte. Die drei kriechenden erstarrten zu Baumstrümpfen, und die Schwabenden da drinnen schwiegen mitten im Wort. Alle fünf ahnten und belauschten einander. Dann ging eine Leuchtkugel hoch. Eine Ewigkeit schwebte sie über dem Boden hin. Sie verriet die Liegenden nicht, weil sie sich nicht rührten. Nicht den Kopf durften sie heben. Aber ihre Ohren hörten! Einer der Posten war nervös geworden und hantierte deutlich an einem M.G. Nun wußten die drei also, wo es stand. Ihr Auftrag war erfüllt.

Aber jetzt, bevor die nächste Leuchtkugel hochschoss, entdeckte der Korporal, daß er dicht an einem schmalen Eingang ins Hindernis lag. Wie? Da kriecht man hinein und überfällt —

Da geschah etwas Haarsträubendes. Aus dem Graben scholl ein Durcheinander von Stimmen rasch heran. Gerade noch konnte sich der Korporal zur Seite wälzen. Da traten auch schon die ersten einer starken Feindstreife hart an ihn vorüber. Einer wischte ihm sogar mit dem Fuß am Karmel hin, daß es dem Korporal durch alle Nerven fuhr. Das Herz schlug ihm, der Furcht gewißlich nicht kannte, bis in den Hals. Waren sie nicht alle drei so gut wie gefangen?

Sie wurden nicht gefast. Die Männer der Streife fühlten sich in ihrer großen Zahl und so nahe ihrem eigenen Graben noch nicht zu besonderer Aufmerksamkeit bewegen. Zudem war es tief dunkel. Schwabend und lachend wirbelte der Schwarm vorüber. Die beiden letzten blieben stehen. Der eine gab dem anderen Feuer von

keiner Zigarette, und sie wechselten laute Scherzworte mit den Posten.

Nun stand der Entschluß in dem Korporal erst recht fest. Sowie die Tritte verhallt waren, kroch er los. Aber es gab ein klingendes Geräusch, und auf der Stelle schob der Posten. Bordinly sank zusammen und rührte sich nicht mehr. Vöffelholz und Schramm rissen einander in einen tiefen Trichter zurück und fanden Deckung.

Und schon taumelte eine Leuchtkugel hoch, und schon raute M.G.-Feuer zwischen die Drähte, daß es sprühte und hob. Das setzte auch über den Trichter der beiden hin und suchte nach Opfern. So ging es minutenlang. Taghell wurde das Gelände abgeleuchtet — umsonst. Es war kein Feind festzustellen. Und den toten Korporal entdeckten die Posten nicht, weil sie die Augen weit drauhen im Vorfeld und nicht in der nächsten Nähe hatten. Dort vorn und nicht innerhalb ihres Verhauns mußte der Feind sein!

Endlich beruhigten sich die Aufgeregten. Der übergroßen Nervenanspannung folgte die Erschlaffung. Das ist der Augenblick, in dem die Ente vom Habicht geschlagen wird. Die beiden drauhen in ihrem Trichter witterten ihre Chance. „Du“, rief der Schramm den Vöffelholz an, „jetzt wär's Zeit!“

Der Adam antwortete nichts, sondern rückte nur sein Koppel mit den Handgranaten daran zurecht und umfrallte sein Gewehr vorm Sprung. Was jetzt kam, war gefährlicher als alles zuvor. Es galt, unter Augen und Ohren der Posten den toten Kameraden zu bergen. Ein paar Sekunden der Sammlung gönnten sich die beiden noch. Dann schlichen sie vor —

Eine lange, bange Stunde danach tauchte vor einem Horchposten der fünften Kompanie der Adam Vöffelholz auf. Wie einen Schlafenden trug der Starke den toten Korporal in den Armen. Ihm folgte auf dem Fuße, das Gesicht noch immer feindwärts gekehrt, der kleine schwächliche Schramm. Er hatte den Rückenmarsch gedeckt. Jetzt, nachdem alles überstanden war, wollten ihnen plötzlich die Nerven den Dienst verjagen, und es wurde dunkel um ihre Sinne.

Aber sie hatten den verehrten Korporal geborgen.

Im Unterstand des Kompanieführers, der schon am Apparat stand und dem Bataillon meldete, waren sie dann alle dichtgedrängt beisammen. Lang ausgestreckt lag auf den zusammengedrückten Schemeln der tote Korporal. Sein blondhaar leuchtete noch einmal im Karbidlicht. Die Miene seines Antlitzes war gleichsam fest geschlossen. Böllig beherrscht und seiner selbst gänzlich sicher war dieser Mann gewesen, als der Tod ihn schlug. Schöner kann gar keiner wegtreten aus der irdischen Kameradschaft. Mitten in einem kühnen, selbstgewählten Unternehmen war er gefallen.

Der Schramm stand bescheiden seitab. Da er Schmerz nicht zeigen wollte, blickte er über den Toten hinweg, der für ihn das Muster eines wahren Soldaten gewesen war, unentwegt in das Gesicht seines Kompanieführers, der sich ihnen gerade wieder zuwandte. Und dabei gewahrte der Offizier, und alle anderen sahen es nun auch, was mit dem starken Adam Vöffelholz vorgegangen war. Sonst hatte er als ein verschlossener, ja zuweilen herber Mensch gegolten. Jetzt aber zeigte er auf einmal, welch weiches Menschengemüt in Wahrheit in ihm wohnte. Das hatte keiner an ihm vermutet. Und er wollte es auch jetzt verbergen. Wie er aber den toten Necken so machtlos vor sich hingestreckt sah, mit dem zusammen er so manchen halbschmerzlichen Weg da drauhen im Niemandsland gemacht hatte, da konnte er sich nicht mehr halten. Indessen er ein grimmiges Gesicht zog, ließen ihm die Tränen die Wangen hinab. Keiner konnte diesen Anblick ertragen. Sie wandten sich ab und verdeckten ihre Ergrißenseit.



DER EWIGE SOLDAT

Zeichnung von Hasso Freischlad

Ob dich Treuesten im großen Krieg
eines fremden Landes Knecht erschlug,
ob du in den Bümepsen ohne Laut
sankest, ob der frost dich fraß
grauen Winters, ob du in den fiebern starbst
und im Durst verbranntest; — keiner weiß es.
Weit im Osten fienst du, jagt die Mutter.

Wuchsen wir in hellen Tagen groß,
sahen dein Bild an und beweinten dich.
Bruder, der mit einem fuß zurückkam,
lehrte mich: Du starbest, daß ich lebe.

Und ich weiß: wohin du fienst im Kampf,
diese Erde, die dein Antlitz nahm,
ist die Heimat, die du uns erwarbst.

Franz Zumbler

Uns dem in der „Meinen Bücher!“ des Albert
Zumbler/Georg Müller Verlages in München er-
schienenen Bänden „Die Wanderung zum
Strom“ von Franz Zumbler.

Indem setzte ein wütendes Artilleriefeuer des Feindes ein. Damit trat der Alttag der Front wieder in sein Recht. Führer und Soldaten fanden und lauschten.

Jäh brach die feindliche Feuerwelle ab, und alle kückten an ihre Posten. Im Dinaufklappen wischte sich der Adam Vöffelholz über die Augen. Auf der Stollentreppe war es dunkel, und keiner sah es. Der flinkere Schramm

war schon drauhen. Der Kompanieführer stand bereits neben dem Alarmposten oben. die Leuchtpistole in der Hand, und spähte ins Vorfeld.

Es blieb nur in dem Unterstand, wer jetzt noch in ihm sein durfte, ein einzelner Mann für den Fernsprecher und der Tote, den seine Gefolgsleute so getreulich heimgeholt hatten.



GUNTHER RÖHRDANZ



Aus Kriegsbriefen von sechs Söhnen

VERGILBTE BLÄTTER

In den Kriegsbriefen der deutschen Soldaten steht, ohne daß es einer gerollt hat, ihr Heldentum aufgeschrieben. Sie sind entstanden draußen im Graben, in einem Granattrichter schnell hingekritzelt, um die Lieben in der Heimat durch einen Gruß zu beruhigen und ihnen neuen Mut zu geben, und es sind Dokumente geworden, Dokumente nicht für den einzelnen, sondern für die ganze Zeit, die sie miterlebten und mitdurchkämpften. Sechs Söhne einer badischen Familie aus einem kleinen Ort standen draußen. Ihre Briefe liegen vor uns und haben uns gerade an diesem Heldengedenktag viel zu sagen.

Keiner dieser Kämpfer, die wie viele tausend andere während fünf harter Kriegsjahre draußen im Feld vor dem Feind ihre Pflicht taten, hat es sich wohl je träumen lassen, daß einmal nach 20 und mehr Jahren einer über ihre im Unterland, im Graben und im Lazarett schnell hingeschriebenen Zeilen in die Heimat sitzen würde, um über alten Dokumenten und jeden Buchstaben zu entschlüsseln. Ein Berg von Kriegsbriefen liegt vor mir. „Vergilbte Blätter“ schon uns und uns doch in jeder Zeile noch so nahe, in ihrem Inhalt so tief mit uns verbunden, denn auch in jedem von uns wird beim Lesen der Zeilen die Erinnerung wach an jene Zeit, wenn wir auch damals noch Kinder waren. Doch auch unser Vater stand draußen, war einer der vielen.

Ein kleiner Ort in Baden ist es, auf vielen Randkarten faherlich garnicht eingezeichnet, in dem die Briefe von sechs Söhnen aus dem Krieg in das Haus des Kleinbauern getragen wurden: Waldorf. Und der Brief muß oft gekommen sein, denn es ist ein großer Stapel von Briefen, die vor uns liegen. Auf einmal waren die beiden Eltern mit dem Jüngsten, dem zwölfjährigen Richard, allein. Sonst hatten auch die andern mit angeden können beim Abziehen und Abertieren der paar Kinder. Aber auch sonst konnten die Söhne helfen, wenn es mal irgendwo schiefte. Doch gab es bei den Eltern kein Jammern oder gar Verzagen. Ja, sie waren stolz, daß ihre Söhne mit dabei sein durften, und aus einem der ersten Briefe des Vaters klingt das unendliche Vertrauen und die Hoffnungsfreude, von der zu Beginn des Krieges jeder in Deutschland belebt war.

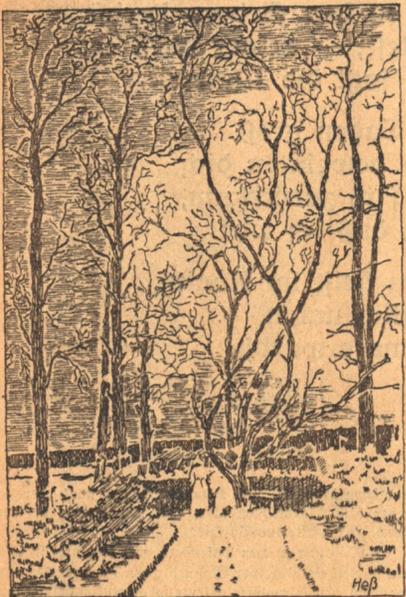
Der Vater schreibt

Vom 7. August 1914 hatten wir einen Brief des Vaters an den viertältesten Sohn in Händen. Da steht zu lesen: Lieber Sohn!

Soeben Deinen Brief erhalten und daraus ersehen, daß ihr an die Front abgegangen seid. Wie bei dem vertraut auf Gott. Er mag Dich schützen. Wir beten für euch. Ich kann Dir bloß dem Fritz seine Adresse mitteilen. Karl rückt heute als Kriegsfreiwilliger nach Karlsruhe ein, Josef morgen nach Mannheim. Alois ist vor 2 Tagen nach Wilhelmshaven abgegangen. Hat noch nicht geschrieben. Sobald die Brüder schreiben, werde ich Dir sofort ihre Adresse mitteilen. Es wird einen harten Kampf geben. Aber die Deutschen werden siegen. Denn der Gott, der alles lenkt, wird mit uns sein und uns zum Siege verhelfen. Ihr habt eine tüchtige Armee. Ihr habt eure bayerischen Brüder bei euch. Ebenso die Tiroler Kaiserjäger. Und das zusammen ist eine Truppe, auf die wir alten Soldaten mit Stolz und Vertrauen blicken. Es sind jetzt elfhundert Mann von Waldorf fort. Ebenso sämtliche Pferde bis auf 8 oder 9 Stück. Die Verpflegung geht himmelhoch. Merklingsen und die alten Soldaten sind alle fort, das Städtchen ist wie ausgehorben. Es ist eine Menae Freiwilliger eingedrückt. Habt Mut und Gottvertrauen, tut eure Pflicht und schuldig. Gott wird weiter helfen. Erhörm auch auch in Feindesland der Pflichten und Sittlichen. Verzeiht aber Säuren und Meuchelmörder nicht. Wenn Gott will, ist dieser schreckliche Krieg bald zu Ende und wir können ein glückliches Wiedersehen feiern. Schreibt, ob ihr die Post erhalten habt. Lebensmittel und Unterwäsche sind darin. Also nochmal baldige Antwort. An der Hoffnung, daß ihr noch frisch und munter seid, arähen euch heral. eure Eltern und Geschwister.

Die ersten Kämpfe

Ein Stück Familiengeschichte während des großen Völkerringens finden wir in diesen Briefen aufgezeichnet. Wir müssen die Namen der sechs Söhne in der Reihenfolge nach dem Alter hier anführen, damit der Inhalt der einzelnen Briefe für den Leser leichter verständlich ist. Dann aber wollen wir vor allem die Briefe selbst sprechen lassen und uns in dem Zwischenstadium auf das Allerwichtigste beschränken. Karl war der Älteste, hatte Maurer gelernt und zeigte beim Besuch der Baugewerkschule eine ausserordentliche Begabung zum Archi-



Tagesposten an der Schischara

teffen. Joseph, der Zweitälteste, ist Lehrer, während des Krieges Infanterist im Osten und Westen. Auch Karl gehörte zu dieser Truppengattung und hand im Osten und Westen. Dann kam Fritz, der ebenfalls als Infanterist im Osten und Westen stand, auf ihn folgte Schorsch, dann Mathias und Alois. Richard, der Jüngste, war bei Kriegsausbruch 12 Jahre. Am 15. August 1914 schreibt Schorsch an die Eltern:

Lieber Eltern und Geschwister! Teile Euch mit, daß wir, das XIV. U.Cor. heute von hier wegfahren, nach einem anderen Kriegsschauplatz. Wir haben hier unsere Aufgabe erfüllt und die Franzosen aus dem Elsaß hinausgeworfen. Ich war beim Haupttreffen in Mühlhausen mit dabei. Das war eine fürchterliche Nacht. Wir marschierten vor dem Gefecht einen ganzen Tag und waren todmüde, als wir in Mühlhausen ankamen. Die Franzosen hatten die Höhen von Mühlhausen, den Exerzierplatz und verchiedene Vorposten vor allem Ringheim besetzt. Unsere Artillerie beschoß fortwährend den Feind. Währenddessen umgingen wir, die Infanterie, die Franzosen und wollten sie mit dem Bajonett aus ihren Stellungen werfen. Aber fonderbar! Als wir eben anlangten, waren die Franzosen verschwunden und nun wurde alles still. Als wir zum Sammeln bliesen und größere Abteilungen Ringheim postierten, kratzte es von allen Ecken und Enden aus den Häusern und Straßen und nun dauerte das Gefecht die ganze Nacht an. Die Franzosen wurden geschlagen und zurückgeworfen...



Forestel Ferme bei Montidier

Zeichnung: Mathias Hoff

Fritz ist in Mühlhausen. Er war auch überall dabei und kommt jetzt auch mit mir weg. Ich hoffe, daß es Euch gut geht und daß ihr die Ernte gut heimbringt.

Am 27. November 1914 kann der Drittlälteste, Fritz, aus Nordfrankreich an die Eltern einen Brief schreiben, der den Vater mit Stolz erfüllt haben wird.

Lieber Eltern und Geschwister! Ich will Euch nun schreiben, wie ich ausgezogen wurde. Am 20. November lag ich im Revier, fußkrank. Da kommt vom Bataillonsstab ein Mann, ich soll sofort mitkommen. Wie ich hinaus, sind da sämtliche Offiziere vom Bataillon befehlen. Nun frägt mich der Bataillonskommandeur wie ich heiße. Ich sagte ihm Hel. S. Er sagte, ich sei krank, das wäre bedauerlich. Und er hoffe, daß ich in ein paar Tagen wieder eintreten könne. Nun fängt er an, im Namen S. M. überreichte ich Ihnen das G. R. I. R. da Sie sich noch in jedem Gefecht durch ihr todesmüthiges Draufgehen auszeichneten und freiwillig schon mehrmals auf Patrouille gegen den Feind gingen. Machen Sie so weiter, so können Sie noch befördert werden.

Erste Verwundungen

Doch die erste Sorge um das Leben der Söhne beginnt in das kleine Haus einzuschieben. Die ersten Nachrichten von Verwundungen kommen. Am 5. Oktober 1915 wird Georg in Rußland verwundet durch einen Schuß durchs Schienbein. „Ich slog natürlich direkt um. Mein Zugführer verband mich und nun mußte ich von morgens 4 Uhr bis abends 10 Uhr auf freiem Felde liegen. Der Platz wurde von der zünftigen Artillerie und Infanterie so beschossen, daß mich niemand holen konnte. Einmal slog ein Stück Eisen von 15 Pfund 1 Meter von meinem Kopf entfernt in die Erde. Mein Transport ging auf Wagenwagen nach Wilna, vom 6. bis 13. Oktober. Vom 13. bis 22. blieb ich in Wilna. Vom 22. bis 26 die 1100 Kilometer lange Eisenbahnstrecke nach Berlin-Siemensstadt. Verwundet wurde ich bei einer kleinen Stadt, 120 Kilometer nordöstlich Wilna.“ Um fast dieselbe Zeit wurde aber auch Alois verwundet. Ihr Vorpostenboot war in die Luft geflogen. Wir waren nordwestlich Helgoland beim Fischen und hatten beim Aufhieven des Schlepnetzes eine Mine im Netz, die an Steuerbord explodierte, das Vordersteck zerlöste und den „Minenbock“ auf den Weeresgrund schickte. Ichrieb er am 30. Oktober 1915 aus Wilhelmshaven an einen seiner Brüder.

Das waren dann schwere Zeiten für die Eltern, wie wir aus einem Brief des Vaters an den in Berlin-Siemensstadt zur Genesung liegenden Georg ersehen. Unter dem 31. Oktober schreibt er dort: „Lieber Sohn! — Wir sind wegen Dir in großer Sorge gewesen, weil mochenlang gar keine Nachricht von Dir eingetroffen ist. Gab an Deinen Feldwachtel und Lehrer A. geschrieben. Gab aber von nirgends Antwort erhalten. Wir glaubten alle, Du seist entweder gefangen oder gefallen. Der Alois ist am Mittwoch fast zugrundegegangen. Ihr Schiffelein ist auf eine treibende Mine gelaufen und in die Luft geflogen. Alois hat noch Glück im Unalück gehabt und ist mit schweren Verwundungen der Rippen und Hüften davongekommen. Wie ich ersah, ist der Fritz wieder schichtenfähige. Vor Wochen haben ihm die Ärzte in Freiburg noch eine Angel aus dem linken Bein herausgeholt. Ich, Schorsch, wenn Du mal den Berlin abkommen kannst, werde ich Deine Ueberstellung nach Heidelberg veran-

lassen, dann bist Du so gut wie zu Hause. Schreibe öfters, wir schicken Dir jede Woche Pakete. Ich schließe in der Hoffnung, daß es Dir gut geht.“

Der Soldat als Helfer

Was hat man nicht während des Krieges alles von der Graufamkeit des deutschen Soldaten zu erzählen gewußt! Kranke alte Hirne hallerischer Menschen konnten sich nicht genug tun im Erfinden neuer Grauelmärchen über die alle Natur zerschredenden deutschen Soldaten. Hier soll deswegen eine Stelle aus einem langen Brief stehen, den einer der Söhne dieser bodigen Familie aus Rußland an seine Eltern schrieb. Es wird wohl kaum einer auf die Idee kommen, auch dies könnte erdichtet sein, denn dafür klingen die Zeilen viel zu echt. Am 24. IX. 1915 schreibt Karl, der Älteste, aus Rußland: „Morgens vier Uhr kam der Befehl, unser 3. Zug hat bis 8 Uhr das Dorf von der Zivilbevölkerung zu säubern und diese wegzuschaffen. Ich selbst hatte mit noch 3 Mann die ganze Bevölkerung bis zum nächsten Clappernort zu bringen. Ich verändere Euch, das war bis jetzt für mich der schlimmste Tag meines Lebens. Das Jammern und Schreien der Weiber und Kinder geht mir noch heute in den Ohren. Fürchterlich ist diese Seite des Krieges. Wir hatten unsere Energie und Verstandskraft aufzubieten, um der Bevölkerung begreiflich zu machen, daß an ein Da-bleiben nicht zu denken sei, da das Dorf ständig unter dem Artilleriefeuer der Russen lag. Endlich hatten wir sie alle im Schutze des Nebels glücklich hinter einem Hügel gesammelt und nun mußten wir 4 Mann mit dem Transport los. Was wir durchgemacht haben mit diesen von ihrer Scholle vertriebenen Menschen, läßt sich nicht beschreiben. Wir mußten vier alle 4 die arbeitsamen Wagen schieben helfen, wenn es bergan ging, oder die Wege gar zu schlecht waren. Ein todkrankes Kind farb unter-



Oesterreichergrab beim Unterstand Nr. 44 Zeichnungen von Karl Hoff

Am 23. März 1918 schreibt Joseph nach Hause. „Nun einen Augenblick aus meinem Leben, wo mich Gott sichtbar beschützte. Stand am 21. abends von 6-7 Uhr im größten Feuer halb auf Deckung und beobachtete. Die glühenden Splitter landeten nur so. Doch mußte ich handeln, denn ich war Grabensoffizier. Eben stehe ich bei meinem Zugführer, auch Wilm, und Lehrer, der stand mit meinem Burtschen in einem Maschinenabwehrstand, der mit Wellblech überdeckt war. Ich sage, jetzt müßten wir uns hier weg machen, denn er schießt her. Dabei laufe ich zwei Schritte im Graben entlang. Und schon schlägt ein Volltreffer ein. Die beiden sofort tot und wurden Meter weit weggeschleudert. Wellblech Explosivstoffe, Erdklumpen darüber hin. Mich war die Explosion vorn an die Grabenwand. Ich zog mich glücklich an einem Pfahl hoch. Kam wunderbarerweise ohne Verwundung davon.“

Der Tod hält seine Ernte

Bis zu Beginn des Jahres 1918 waren sie alle lech nach glücklich durchgekommen, wenn auch der eine mal verwundet worden war. Immer hatte er bald wieder an die Front gehen können. Aber dann im April 1918 muß Georg an Mathias schreiben: „Reise dir mit Fritz durch Rußland gefahren ist. Bei Bineville (kleine Ortschaft nördlich Reims und Laon) am 4. April, morgens, beim Bau von Drahtbinderücken vor der Stellung, Graben in La Malmajon.“ Und am 2. Juli schreibt Mathias an die Eltern in der Heimat: „Wir waren hier auf dem Weg nach La M., wo, wie mir Clara schrieb, Fritzens Grab ist. Bei dem Truppführer, Oblt. St., brachte ich den Wunsch vor, meines Bruders Grab aufzufinden. Wozu ich sofort Erlaubnis bekam. Ich zog den andern voraus und nach 1 1/2 Stunden hatte ich das schöne Städtlein erreicht. Schon von weitem konnte ich den Dorfriedhof und den daneben angelegten Artilleriefriedhof sehen. ... Nach hatte mein Auge die Reihe entdeckt, in der die im April Gefallenen beerdigt waren. Eine wehmütige Empfindung überkam mich, als mir dort von dem schlichten, antiken Reims und Laon) am 4. April, morgens, beim Bau von Drahtbinderücken vor der Stellung, Graben in La Malmajon.“ Und am 2. Juli schreibt Mathias an die Eltern in der Heimat: „Wir waren hier auf dem Weg nach La M., wo, wie mir Clara schrieb, Fritzens Grab ist. Bei dem Truppführer, Oblt. St., brachte ich den Wunsch vor, meines Bruders Grab aufzufinden. Wozu ich sofort Erlaubnis bekam. Ich zog den andern voraus und nach 1 1/2 Stunden hatte ich das schöne Städtlein erreicht. Schon von weitem konnte ich den Dorfriedhof und den daneben angelegten Artilleriefriedhof sehen. ... Nach hatte mein Auge die Reihe entdeckt, in der die im April Gefallenen beerdigt waren. Eine wehmütige Empfindung überkam mich, als mir dort von dem schlichten, antiken Reims und Laon) am 4. April, morgens, beim Bau von Drahtbinderücken vor der Stellung, Graben in La Malmajon.“

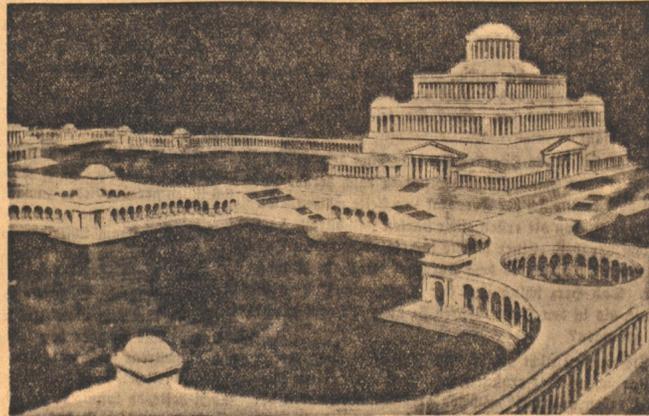
Doch Fritz bleibt nicht der einzige, den der Tod sich holt. Am 4. Juli, morgens 7 Uhr, wird auch Karl durch Artilleriegeschloß an der linken Brustseite getroffen. Es war bei Corbie 18 Km. vor Amiens. Auf dem Transport ins Feldlazarett farb er. Und die Schwester Clara muß die traurige Pflicht erfüllen, den Vätern diese Nachricht mitzuteilen. Am 7. Juli schreibt sie an Georg: „Lieber Schorsch! Was muß ich Dir für eine Nachricht bringen. Kannst Du es ermesen, wie schwer es mir wird, Dir mitzuteilen, daß nun auch unser lieber Karl gefallen ist. Wir bekommen heute ein Telegramm, mit dem Vermerk „Brief folgt“, d. h. die näheren Umstände. ... Mach nur, daß Du bald auf Urlaub kommst. Mutter liegt schon den ganzen Tag. Der Schrecken, wenn so etwas kommt. Du kannst es Dir denken. Und von dem einen der Söhne soll ein Brief, den er dann nach Hause schrieb, den Abschied bilden. Da heißt es: „Lieber Annehmliche! Habe Klara's letzte Zeilen mit der idmeren neuen Trauerbotschaft erhalten. Ich mußte augenblicklich nicht, wie mir zumute war. Mich jammert unser Karl. Er war ein Mensch, der sich aus schmerlichen Verhältnissen mit un- beutlicher Energie und immer ehrlich vorarbeitete.“

So lebt in Tausenden und aber Tausenden von Briefen der Kämpfer aus dem Feld ein Stück deutsche Geschichte und Selbstdiskal.

Kopf hoch und Mut!

Und während die Eltern dasheim nicht allein die Sorge um die Ernte, Haus und Hof haben, sondern immer in banger Erwartung leben, daß auch ihnen eines Tages der Krieg einen ihrer mit viel Mühe und Enttägung aufgezogenen Söhne raubt, finden sie noch Kraft, den Söhnen Mut zuzusprechen. Der Vater ist es vor allem, der dem Sohn neues Vertrauen und Mut zuzusprechen weiß. Am 10. Juli 1917 schreibt er an einen der inzwischen ausgewählten Söhne, von denen jetzt sechs draußen stehen: „Lieber Sohn, teile Dir mit, daß ich ein amt. Gehuch für Dich hab machen lassen. Dofte bestimmt, daß Du Urlaub bekommst, hoffe aber auch, daß Du das Heimweh verbannen tust, und als Mann dastehst und nicht als Knabe. Du bist Soldat und hast noch Hunderttausende von Kameraden, die dasselbe Schicksal mit Dir teilen. Darum Kopf hoch, Mut und Gottvertrauen helfen alles weg. Denk an Deine fünf Brüder, dann wirst Du selbst ermesen können, was die schon jahrelang durchgemacht haben bei Hunger, Frost, Kälte und Todesgefahr und den an Deinen alten Vater, der feinerzeit auch Nekrut gewesen ist. Es geht alles im Fluge herum. Nur den Kopf nicht hängen. Ich bin von meinen Söhnen nicht gewöhnt, daß sie sich als Mutterhühnchen benehmen. Hoch den Kopf und frisch den Sinn, alsdann kommt man über die Schwierigkeiten hinweg. Wenn Du Geld oder sonst etwas benötigen tust, so schreibe mir. Und wenn Du in Urlaub fährst, laufe Dir eine schöne eigene Mäse mit Schirm. Denn ich will einen tüchtigen, kräftigen Kanonier sehen.“

Was heißt es für einen Vater, einen so tapferen und ermutigenden Brief zu schreiben, wenn er selbst eigentlich jemand braucht, der ihm Mut zufpricht? Erste Nachricht bekamen die beiden Eltern oft genug in ihrem kleinen Häuschen, denn der Tod hielt draußen oft genug bittere Ernte.



Entwurf zu einem „Denkmal des deutschen Volkes“ des im Weltkrieg gefallenen Karl Hoff

Aufn.: Aus Privatbesitz

Das Ehrenmal des deutschen Soldaten

Von Dr. Kurt Martin

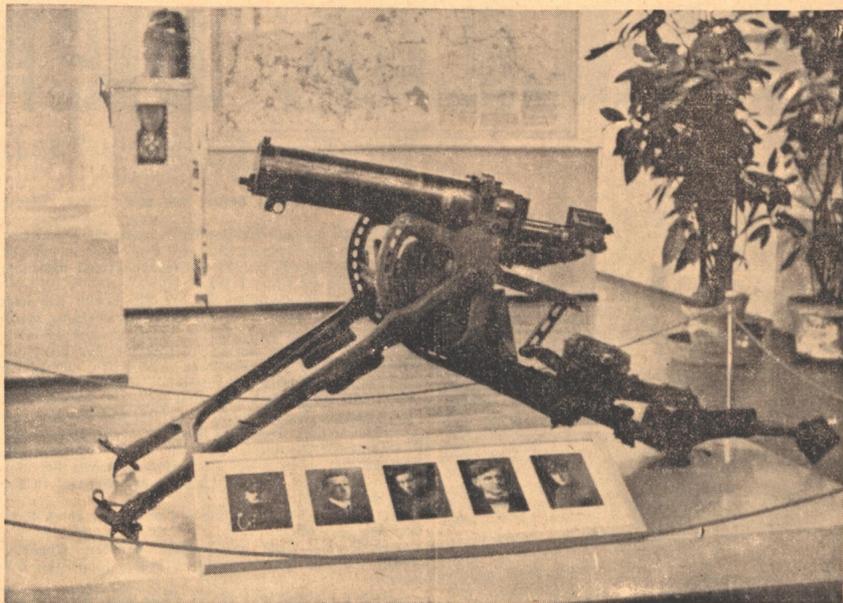
Zum Aufbau der Weltkriegsabteilung des Armeemuseums in Karlsruhe

Am heutigen Sonntag um 10 Uhr wird die Weltkriegsabteilung des Armeemuseums „Wehr am Oberrhein“ ohne eine besondere Feier eröffnet. Wer die neue Halle des früheren Marstallgebäudes betritt, wird erkennen, welche ernste und in die Tiefe gehende Arbeit durch den geistigen Gestalter, Oberst Blankenhorn, auch hier wieder geleistet werden mußte. Wir nehmen die Eröffnung zum Anlaß, einen Beitrag zu veröffentlichen, der als Zweiter ehrenamtlich mit der Aufgabe der Gestaltung dieses Ehrenmals beauftragt ist, um aus beruflichem Munde etwas über die Besonderheiten dieser neuen Abteilung des Armeemuseums zu erfahren.

Im Aufbau des Armeemuseums, insbesondere in der Abteilung Weltkrieg, tritt der Gegenstand zurück hinter der Darstellung des Geschehens, das jedem Besucher in klarem Zusammenhang leicht und anschaulich faßbar werden soll. Der Gegenstand ist somit nur eine Verdeutlichung des geistigen Inhaltes; erst durch seine Eingliederung in ein Ganzes wird er sinnvoll. Was würde uns ein Stahlhelm sagen, der in einem Glasbehälter bewahrt und als hauptsächlichste Schutzwanne des Weltkrieges registriert ist? Sicher nicht das Entscheidende, daß der Stahl-

Gelb, Ferdinand Auker und die Schützen Fritz Handloser, Otto Köhler durch einen Granatvolltreffer den Heldentod. Ihre Bilder, die mit großer Mühe beschafft werden konnten, sind mit dem zerstörten Gewehr unter der letzten Reichskriegsflagge ausgestellt, die auf der Festung Döberhoffen wehte. Aus dem Anonymen, das die unheimliche Zahl der Gefallenen umschließt, treten jetzt Namen und Menschen hervor, ein Einzelschicksal, das für alle gilt.

Ein anderes Beispiel: die technische Höchstleistung des Weltkrieges, das Wilhelm-Geschütz, das in 3/4 Minuten auf eine Entfernung von annähernd 130 Km. nach Paris geschossen hat. Man kennt diese Tatsache. Wer aber weiß, daß das Rohr dieses größten Geschützes der Welt 34 Meter lang war? Und wer kann sich dieses Ausmaß anschaulich vorstellen? Die Flugbahn des Geschützes erreichte eine Höhe von 40 Km. über der Erdoberfläche. Kein menschlicher Gegenstand ist vorher und später bis in diese Höhe vorgedrungen, die weit über der Stratosphäre fast im luftleeren Raum liegt. Eine Pulverladung von 600



Das Maschinengewehr mit den Bildern der 5 Helden

Aufn.: Geschwindner (3), Armeemuseum (1)

Seckt!“ Mit diesen wenigen Worten ist eine Atmosphäre geschaffen. Jetzt gewinnt der Helm Bedeutung, mit dem Generaloberst von Seckt, der Schöpfer der deutschen Reichswehr, als Oberst ins Feld zog. Die Achselstücke des Generalmajors liegen da, die ihm anlässlich seiner Beförderung im Jahre 1915 vom Kaiser überreicht wurden. Dann das Reichsritterkreuz des Johanniterordens, das er ständig trug, die Schnalle seiner österreichischen Orden mit

„Den im Dienst des Vaterlandes hochverdienten Soldaten“ nennt ihn Feldmarschall von Hindenburg, „den Vater der schweren Artillerie“ nannten ihn seine Untergebenen. Mit seinem Helm, seinem Säbel, mit dem Großkreuz des roten Adlerordens und dem österreichischen Orden der Eisernen Krone erster Klasse ehrt das Armeemuseum, Karlsruhe, sein Andenken.

Wie General von Gallwitz war auch der General der Infanterie Hans Gaede Feldzugsteilnehmer am Krieg 1870/71. Die Kugel, die den 19jährigen Secondelieutenant am 21. Januar 1871 bei Orléans schwer verwundete, bewahren wir im Armeemuseum. General Gaede trug sie stets bei sich; sie war die mittelbare Ursache seines Todes. Zu Kriegsbeginn übernahm General Gaede die Führung des stellvertretenden Generalkommandos des X^{VI}. A. K. in Karlsruhe. Schon nach der ersten Schlacht von Wülhausen wurde ihm die Aufgabe und die Verantwortung übertragen, das Oberelßaß und damit auch unsere Heimat zu schützen. Seine Armeearbeitung, die seinen Namen führte, setzte sich zu Anfang fast ausschließlich aus Landwehr und Landsturm zusammen. Sein Wille hat sie zu der starken Schutzwehr geführt, die ihre schwere Aufgabe erfüllt hat und oft genug den Kampf gegen einen an Zahl und Ausbildung überlegenen Feind siegreich bestehen konnte. „Mit dem ganzen Vaterland bin ich stolz und glücklich über den Beweis unbeflegter Volkskraft, die aus den Taten der Truppen im Oberelßaß spricht“. Diese Anerkennung des Kaisers galt nicht zuletzt dem Führer dieser Truppen und nicht nur für die zweite Schlacht von Wülhausen, sondern für die ganze Zeit, während der er die Wacht am deutschen Oberrhein hielt. Das Erinnerungsmal, das für General Gaede im Armeemuseum errichtet wurde, ist ein Zeichen des Dankes für diese treue Wacht, die unser Land vor dem drohenden Einmarsch des Feindes bewahrt hat.

Nur einzelnes ist aus der Fülle des Ganzen hervorgehoben, zu dessen endgültigem Aufbau noch manche Arbeit geleistet werden muß. Das Ziel ist, eine Ehren- und Lehrstätte zu schaffen, die jeden angeht. Wir tragen eine Dankeschuld ab, wenn wir die Erinnerung an ein Geschehen nicht erlöschen lassen, das jahrelang die Welt bis in das Denken und Handeln jedes einzelnen bewegte. Diese Erinnerung ist selbstverständliche Verpflichtung geworden und zugleich eine ernste Mahnung, im Vergangenen die Kraft für eine starke Zukunft zu finden. Das Volk ehrt sich selbst mit diesem Denkmal, das dem Opfer und den Taten seiner Söhne geweiht ist.



Das Ehrenmal mit dem Stahlhelm

helm für uns alle das Symbol des deutschen Frontsoldaten geworden ist. Deshalb haben wir den zerstörten Stahlhelm, unter dem ein deutscher Soldat gefallen ist, als Ehrenmal in die Mitte gestellt. Jetzt spricht nicht mehr der Gegenstand, das Opfer wird verkündet, die Taten des Weltkrieges werden in die Erinnerung zurückgerufen. Die Aufschrift auf dem Sockel: „Eine Million achthundertdreißigtausend vierhundertdreißig seiner Söhne opferte Deutschland auf dem Felde der Ehre für seines Volkes Schutz“.

Es galt, diese unvorstellbare Zahl nicht nur in ihrer Größe zu nennen, sie wurde durch das Schicksal der Bedienungsmannschaft eines schweren Maschinengewehrs verdeutlicht und erhärtet. Mit diesem Maschinengewehr der M. G. Kompanie des 4. Bad. Infanterie-Regiments 112 wurde am 15. Mai 1915, nachmittags 5 Uhr, ein französischer Angriff bei Dievin abgeschlagen. Dabei fanden fünf Mann: Unteroffizier Emil Roth, die Gefreiten Richard

Frost und Hitze habe ich ertragen
Hunger und Durst erduldet
Strapazen und Leiden waren mir reichlich zugemessen
Hundertfach habe ich dem Tode ins Auge gesehen
Aber Pflicht und Wille
Die Liebe zur Heimat und zum Vaterland
Haben mich aufrecht erhalten
Bis ich die Todeswunde empfang
Ich war kein Held
Keine Geschichte weiß von mir zu berichten
Aber ich war getreu
Bis in den Tod.

Aufschrift auf dem Stahlhelmsockel im Armeemuseum. Dieses schlichte Bekenntnis stammt aus den Aufzeichnungen eines Wachtmeisters.

Pfund war zum Abschluß erforderlich; ihre Entzündung erzeugte einen Druck von 500 Atmosphären, dem die 40 cm dicke Rohrwandung zu widerstehen hatte. Jeder Schuß weitete infolgedessen die Seele des Rohres, so daß die Reihenfolge der einzelnen Granaten genau festgelegt werden mußte. Hatte das erste Geschöß ein Kaliber von 21 Zentimeter, so war für das 65. Geschöß, das letzte, das ein Rohr ausreichte, ein Kaliber von 23,5 Zentimeter nötig. Das Gewicht vermehrte sich in gleicher Weise in feinsten Abstufungen von 200 Pfund auf 280 Pfund, die Länge von 95 Zentimeter auf 111 Zentimeter. Mit jedem Schuß feuerten gleichzeitig 90 Geschütze verschiedenen Kalibers, um dem Gegner die Erkundung der Feuerstellung unmöglich zu machen. Gegen feindliche Fliegererkundung bestand eine Luftsperrre von 10 Flugstaffeln aller Art. 320 Schiffe haben die Geschütze vom 23. März bis zum 9. August 1918 abgegeben. Alle erreichten ihr Ziel, keiner ging blind. Vier Stunden nach dem ersten Abschluß traf die Meldung über das Treffergebnis vom Agenten in Paris bei der Schießleitung ein. In ihrer letzten Feuerstellung nördlich von Château Thierry ist diese gewaltige Kanone sogar zum Geschütz des Bewegungskrieges geworden. Als die Front unerwartet rasch zurückgenommen werden mußte, war das Wilhelm-Geschütz trotz seines Gewichtes von 10 000 Zentnern in 24 Stunden abgebaut und in Marsch gesetzt. Kein Rohr kam in den Besitz des Feindes; als er nach Kriegsende danach suchte, war alles verschrottet. — Diese technische und militärische Höchstleistung ist zum Ehrenmal in Karlsruhe museal dargestellt worden.

Mit besonderem Stolz bewahren wir persönliche Erinnerungstücke an führende Persönlichkeiten des Weltkrieges. Nicht allein der Ehrung und der Erinnerung dienen diese Stücke, sie mußten zum Sprechen gebracht werden, damit der Betrachter den Weg vom Gegenstand zum Menschen findet. Die Beschriftung versucht deshalb ein Bild der Persönlichkeit zu vermitteln. „Der große Feldherr ist immer ein großer Mensch. Er kann das erste nicht sein ohne die Größe des Charakters. Wissen, Können, Gaben treten zurück gegen das Sein. Die Größe, das menschliche Maß entscheidet. Der Feldherr ist eins mit seinem Werk. Er legt seine Seele hinein und das Werk ist nichts ohne den Mann. — So schrieb Seckt! So war

der Miniaturausführung der Ordenssterne. Ein französisches Seitengewehr ist ausgestellt, das General von Seckt als Erinnerung an den ersten geglätteten Einbruch in die Westfront an sich genommen und getragen hat. Und schließlich sein letztes Glas, das die Schärfe einer Lupe besitzt und fast wie ein Symbol für die Schärfe der Gedanken hinter dieser hohen Stirne wirkt. Generaloberst von Seckt war übrigens am Aufbau des Karlsruher Armeemuseums lebhaft interessiert; seinen vorgeesehenen Besuch hat der Tod verhindert.

Als einen unserer besten Heerführer bezeichnet General Ludendorff den General der Artillerie Max von Gallwitz, der im Kriege als Oberbefehlshaber Armeen und Heeresgruppen in Frankreich, Rußland und Serbien führte. Aus der Fülle seiner Taten ragen die Namen Verdun und Somme. Als ehemaliger Oberst des 5. Bad. Feld-Artillerie-Regiments 76 und als General der 29. Feldartillerie-Brigade ist er dem Oberrhein besonders nahe verbunden. Mit dem Schwarzen Adlerorden, der jetzt mit seinem Helm und seiner Feldmütze im Armeemuseum ausgestellt ist, wurde dem Heerführer eine der höchsten und kaum verliehenen Auszeichnungen zuteil. Die Trauersehleife mit dem Orden Pour le mérite ist ein Zeichen der Verehrung, die ihm von den seit 1893 zu einer Vereinigung zusammengeschlossenen Rittern dieses Ordens entgegengebracht wurde. Für die Bescheidenheit und Schlichtheit des großen Soldaten und Menschen ist der einfache Federhalter charakteristisch, mit dem General von Gallwitz seine wertvollen Kriegserinnerungen nieder schrieb. Als Mitarbeiter des Armeemuseums wollte er hier der deutschen Feldartillerie ein Denkmal errichten mit der Absicht, die gelegentlich geäußerten Vorwürfe gegen ihre Brauchbarkeit richtig zu stellen und die Leistung hervorzuheben. Diese Darstellung wird nach seinem Sinne durchgeführt und durch die Einbeziehung der schweren Artillerie zu einem Gesamtbild erweitert werden.

Dieses Bild wäre unvollständig ohne die Erinnerung an den General der Artillerie Carl Ludwig von Lauter, der von 1911—1918 als Generalinspekteur der schweren Artillerie die höchste und verantwortungsvollste Stelle für diese Waffengattung im deutschen Heere innehatte. Ihm darf Deutschland dafür danken, daß seine schwere Artillerie im Kriege zu überragender Leistung befähigt war.



Wie man sich in Frankreich das „Wilhelmgeschütz“ vorstellte



Erinnerungen an General v. Seckt

HALLO, JENS!

ERZÄHLUNG VON PITTER GERN

Die Masten der Telegraphenleitung standen wie eine Reihe Dragspfeifen den Berg hinauf und sie waren das einzige Anzeichen, daß schon einmal Menschen diese Gegend des Hochlandes betreten hatten.

Am Mittag kam ein Mann auf Skiern den Berg hinauf, schnell wie ein Pfeil. Er zog erschreckend nahe den Stangen seine Spur, aber mit einer Sicherheit, die meisterhaft war.

„Hallo!“ rief er, „Hallo! Hier ist Jens, Telegraphenarbeiter Jens von der Linie 207. Alles in Ordnung!“

„Hallo, Jens!“ — Eine Pause, in der es in der Muschel am Ohr rauschte und dann: — „Ja! geht es dir gut? Nichts Neues hast du gesagt, nichts Neues!“

Und Jens, der Telegraphenarbeiter Jens, der um diese Zeit des Jahres fünfzehn oder auch zwanzig Tage lang über das Hochland lief, bergauf, bergab, durch Wälder und Felder, der Telegraphenlinie nach, der nächsten bei einsamen Bauern Unterkunft fand, oder schlecht und recht in den Hütten der Torfstecher kampierte, rief über das graue Schneefeld in den kommenden Abend:

„Ja, Carola, es geht mir gut, ich bin es zufrieden!“ Das war das siebente Mal, daß Jens heuer anrief. Jeden Tag um dieselbe Stunde, wenn der Kontrollgang seinem Ende zuging, wurde dieses Gespräch geführt, gab der Mann die Meldung, plauderte er noch ein wenig mit der fernem Liebsten. Auch berichtete er ihr, was er erlebt und gesehen. Er vergaß dabei nicht, sie ein wenig zu ängstigen, indem er ihr von den Schneefrauen erzählte, die bisweilen einsamen Wanderern nachstellten.

„Keine Sorge!“ rief er an jenem Abend, „keine Sorge, Carola! Ich habe die Hälfte des Weges schon hinter mir.“ Er wollte noch ein paar vertrauliche Fragen an sie stellen, wie das so bei Liebesleuten der Fall ist, aber mit einem Male wurde das Gespräch unterbrochen. Eine fremde Stimme forderte eine Verbindung. Jens schwieg, hörte, wie Carola die Nummer wiederholte und dann sprach am anderen Ende Sörhus, der Polizeimeister des Dries. Jens erkannte ihn sogleich an der Stimme, die erwig mürrisch und gelangweilt, wie aus einem Faß Klang.

„Ja“, antwortete Sörhus, „ich verhebe, Steckbrief!“ Und die erste Stimme las langsam vernehmlich den Steckbrief des Matrosen Anton Blagers vor, der den Kaufmann Vanders in der vorigen Nacht ermordet habe und mit Geld und einem Pferde flüchtig sei. Die Regierung habe eine hohe Belohnung auf seinen Kopf ausgesetzt. Darauf folgte die Beschreibung des Mörders.

Nachdem die Poststimme des Polizeimeisters eintönig und nicht ohne Stutzen den Polizeibericht nachgelesen, endete das Gespräch. Jens wartete noch, aber Carola schien beschäftigt zu sein. So wagte er nicht mehr, aus Neue anzusprechen.

Er nahm den Apparat aus der Leitung und zog langsam Fuß um Fuß hinauf. Die Nacht war plötzlich über das Hochland gefallen und erst nach einiger Zeit fand sich Jens auf dem rechten Wege zur alten Torfstütze am Bruch, die ihn heute beherbergen sollte.

Es war gegen Mitternacht, als er in seiner Ruhe empfindlich gestört wurde. Etwas machte sich an der Türe zu schaffen, die von innen zugesperrt war. An den Klängen, die ferienweise und ohne Unterbrechung erfolgten, erkannte Jens, daß es nur ein Mensch war, der hinein wollte.

„Wer da?“ rief er und als die Stimme einen Fluch zur Antwort gab, legte er sich erneut nieder. „Soll der Fremde damit die Tür aufmachen“, dachte er bei sich, „der Riegel ist ein Stutzenholz, die Tür aus Eide.“ Dann gab es einen Stoß, daß die Hütte einzusinken drohte und der Wind drang durch die Türöffnung.

„Idiot!“ knurrte der Fremde. „Derzich willkommen!“ gab Jens aus dem Dunkel zur Antwort. Der Neue schürte das Feuer und würgte Jens seines Wildes.

Nun ist es das ungeschriebene Gesetz des Hochlandes, daß der Herr der Hütte ist, der das Feuer anzündet. „Geh zum Teufel!“, sagte Jens freundlich aber bestimmt und widelte sich langsam aus seinen Decken. „Ist das eine Art?“

Der Anstößling schien ihn weiterhin übersehen zu wollen. Da ging Jens kurzerhand auf ihn zu und, obgleich der andere breiter und kräftiger gebaut war, ließ er sich nicht abhalten, ihn zu packen und kopfüber gegen den Türpfosten zu schleudern, daß die Hütte zum zweiten Male in dieser Nacht schwankte. Das Feuer flackerte auf und der Mann am Boden hielt sich stöhnend den Kopf.

„Hast du dich vielleicht verletzt?“ fragte Jens ihn harmlos. Dann gab er Tee in einen Becher und reichte ihn dem Mann am Boden.

„Danke“, sagte der und vergaß das Fluchen. „Ich würde dir raten“, meinte Jens milde, „nächstens höflicher zu sein, wenn du in ein fremdes Haus kommst.“ Der andere stützte sich den Kopf, murmelte etwas von Uebermüdung und Nichts-im-Bauch-haben. Das konnte man nun ja als eine Entschuldigung auslegen. Er packte nun aus einem Bündel ein Stück frisches Fleisch und reichte es Jens hin. „Vielleicht bräust du uns das?“, sagte er, „es ist Hirschfleisch.“

Jens verparpte mit einem Male Appetit, vergaß den Vorrat und begab sich an die Arbeit. Sie saßen später schweigend am Feuer, während das Fleisch gar briet. Dann, beim ersten Schluck, merkte Jens, daß er Pferdefleisch aß. Er wollte aufstehen, aber in dem Augenblick fiel ihm eine Geschichte ein, die von einem Mann, der

einen anderen getötet hatte, und von einem Pferde handelte.

„Schmeckt dir das Fleisch nicht?“, fragte ihn der Mann. Jens nickte zur Antwort eifrig mit dem Kopfe und schnitt sich ein neues Stück ab. Er dachte angestrengt nach, wie er die Sache zu Ende bringen sollte.

Nach dem Mahle erbat sich der Mann von ihm noch eine Decke und begann „in ein Lager zu bereiten. Jens hinderte ihn keineswegs, daran. Nur ab und zu griff seine Hand suchend in die Tasche, in der er den Revolver vermutete. Der war aber nicht anzufinden. Er wollte nicht einschlagen, aber die Müdigkeit besetzte ihn später und als er am Morgen erwachte, war der Fremde schon verschwunden. Da sprang Jens auf, riß den Apparat aus dem Saß, zog die Stange hervor und eilte mit großen Sprüngen der Telegraphenlinie zu. Er flog ätternnd und leuchtend den ersten besten Mast hinauf, sicherte sich notdürftig mit einem Seil und begann den Apparat in die Leitung zu schalten.

Im Osten ging die Sonne auf und warf rotes Licht über das Schneefeld.

„Hallo“, rief Jens und lauschte in den Apparat. „Hallo!“ rief er noch einmal und drehte lange an der Kurbel.

„Hallo!“ — sagte mit einem Male eine Stimme am Fuße der Telegraphenstange, „was machst du da?“ Dort stand der Fremde.

„Ich probiere die Leitung aus“, sagte Jens harmlos und drehte wie wild die Kurbel.

„Komm sofort herab“, forderte der Mann da unten ihn auf. „Ich kann es nun einmal nicht leiden, wenn jemand in meiner Gegenwart telephoniert.“

„Du wirst dich daran gewöhnen müssen!“ lächelte Jens höflich und lauschte. Die Antwort kam:

„Pudding sah im Kreise seiner Sippe an dem kleinen Holzfeuer, das vor seinem Pottol brannte. Er stopte sich langsam und umständlich eine Pfeife mit klein geriebenem Plattenlabak, setzte sie in Brand, rauchte etliche Male gemächlich und mit wichtiger Miene und reichte sie dann dem neben ihm sitzenden Hottentotten, von wo sie schließlich die Runde machte bei Männern, Frauen und Kindern.“

Pudding war kein reiner Hottentotte. Er hatte viel Burchmannsblut in den Adern und war daher noch etwas schmächtiger als die gelbhäutigen Männer der Hottentottenstämme und noch mehr begabt zum ausdauernden Laufen als jene. Aus diesem letzten Grunde hatte man ihn, der bisher Viehwächter gewesen, für den Posten eines Briefboten auserkoren. Pudding kam sich daher sehr wichtig vor, und weil er zeitig am nächsten Tage seinen Dienst antreten sollte, verließ er bald den Kreis seiner Genossen am Feuer und legte sich im Pottol schlafen.

Die Steppe lag noch im frühen Morgendämmer, aber um die Spitzen der kalten Berge begann es schon rotgoldig zu leuchten, als Pudding sich vor dem Distriktsgebäude — einem einfachen Haus aus rotem Backstein, wofelbst der Distriktschef und eine Besatzung von 5 Mann Schutztruppe stationiert waren, — einfand.

„Hallo, Jens! Was gibts?“ „Bitte den Polizeimeister!“ rief Jens. Da lief der Mann davon. Carola wollte noch mehr wissen, aber Jens berrichte sie an. Endlich kam Sörhus' Stimme, fern und großend wie aus einem Faße. Jens gab Bericht. Er berichtete seinen Aufenthalt und wollte wissen, wie er sich zu verhalten habe. Da kam der Pflichtling zurück.

Er begann mit der Art, die Jens in der Hütte gelassen, katibltig und berechnend den Mast an jener Stelle anzuschlagen, wo Jens hing.

„Berlter nicht dein Gleichgewicht!“ rief er ihm hinauf. „Du Schwein!“ sagte Jens.

„Was?“ brüllte die Poststimme des Polizeimeisters, der diese Worte hörte und jene dumpfen Artischläge vernahm.

„Ach nichts!“ sagte Jens, „es ist nichts.“ Er wußte, Carola hörte mit und vermochte nicht zu sagen, in welcher Gefahr er sich nun befand, damit sie sich nicht ängstige. Er versuchte, die Hütte aus den Stelgen zu bekommen, das Seil hatte er abgetrennt. Es gelang ihm. Dann kürzte mit einem trocknen Schlittern der Mast.

Jens ließ los. Für einen Augenblick mußte er nicht, wo er war. In diesem Schnee fand er sich wieder. Er versuchte sich zu erheben, es gelang. Nur die Hütte schmerzte ein wenig.

Als er sich nach dem Verbrecher umsah, lag dieser tot unter dem Mast. Die Art war ihm dabei in den Schädel gedrungen.

„So, so!“ sagte Jens und stützte die Leitung, „das geschah dir ganz recht.“ Dann rief er aus Neue Carola an. Sie fragte ihn, was geschehen sei.

„Nichts“, antwortete er, „ich stelle wieder einmal fest, daß ich vom Glück sagen kann. Doch jetzt verbinde mich mit dem Polizeimeister.“

Badisches Armeemuseum in Karlsruhe

Waffenhalle Der Westmark am Rhein! Durch das Witterdach alter Platanen Und zwischen Kanonen vorbei am Portale Tretet erschauernd ein!

Hier weht der Geist von tapferen Ahnen, Als ob aus Blut und rauchigem Brand Ein göttlicher Erzton gewaltig töne. Den Frommen im Land Sind tausend Kapellen zur Andacht geweiht, Hier feiert die Heimat die heldischen Söhne.

Aus Bildern der Wand Schauen Soldaten vergangener Zeit Den Betrachter an. War auch ihr Waffenrod anders und bunter Als dein Braunhomb, blonder Junge, Im gleichen Feuer und Schmutze Schlug ein deutsches Herz wie deines darunter.

Fahnen mit farbigen Bändern, Zum Sieg getragen in fremden Ländern, Pallastas, Pauken, Gewehre, Helme verunkelter Feere Haben im Kampf ihre Pflicht getan. So lege den Finger zum Schwur daran: Treu wie die Ahnen zu sein, Entset der Westmark am Rhein! Max Dufner-Greif

Pudding der Postbote

Eine Geschichte aus dem alten Deutsch-Südwest-Afrika

Nach einiger Zeit trat auch der Feldwebel aus der Tür des Büros, den Postfach in der Hand, und nun erholte Pudding nochmals gewichtige Instruktionen und eine drohende Mahnung des Feldwebels, das „Ding da“ ja gut dem Kurbaas beim Postgebäude in B. abzugeben. Hier auf begaben sich beide in den Provinzraum, und Pudding erhielt für die Strecke von 100 Kilometer, die er zu geben hatte, reichlich Proviant für 3 Tage, den er freudig grüniend in einem anderen Beutel verpackte. Dann häunete er beide Säcke — der mit der Post war nicht allzu schwer, denn die Korrespondenz des Distriktsamtes und der wenigen Weissen am Ort war schnell beizukommen — über einen Stoß, schulterte diesen und machte sich auf den Weg, während der Feldwebel ihm noch einige faßliche Worte nachrief, denn er gedachte des Briefes an Marie, seine Braut in Deutschland, der nun mit dem braunen Boten die erste Etappe seiner Reise begann.

Pudding ging leicht auf leichten natten Sohlen seines Beuges. Der Morgen war schön und frisch, und er süßte sich gebogen in seiner Würde als Deutscher Briefbote, außerdem beschäftigte seinen Geist der reichliche Proviant, den er empfangen und der ihm allein gehörte, und das Wasser lief ihm im Munde zusammen.

Die Sonne stieg höher und der Stoß begann Pudding etwas auf der Schulter zu drücken. Obgleich es noch längst nicht Mittag war, sagte er sich, daß es doch besser sei, eine kleine Rast zu machen und etwas zu essen, damit der Saß mit dem Proviant leichter würde. Er wart also den Postfach unter einem Busch und begann nun den Gebbeutel auszupacken. Bald schmeckte es ihm über die Waden gut, denn er war stark ausgehungert und oh, was nur in ihn hineingehen wollte. Dann schlief er etwas, um neue Kraft zum Weiteressen zu sammeln.

Schließlich hatte er so allen Proviant aufgegessen, der für drei Tage bestimmt war. Er süßte sich sehr bedrückt, aber so satt und schwer und unluftig zum Laufen, daß er beschloß, zunächst einmal auszuruhen. Der Postbeutel diente ihm als Kopfkissen, und so schlief er den Schlaf des Gerechten. Die Sonne stieg hoch und weigte sich wieder dem Untergange zu. Die Nacht schritt ihr nach und zündete die funtelnden Sterne an. Und als auch diese wieder verblüht waren und das Tagesgestirn schon hoch am Himmel stand, erwachte Pudding und ward schon allmählich wieder seines Amtes bewußt.

Um 90 Kilometer lagen noch vor ihm. Morgen hatte er den Postfach in B. abzugeben. Und nun zeigte sich, was ein Burchmann war. Geessen hatte er für drei Tage, damit brauchte er sich nicht mehr abzuhäuten. Er hatte nur noch den leichten Postbeutel zu tragen. Mit diesem machte er sich nun auf den Weg und lief querfeldein durch Busch und Steppe ohne weiteren Orientierungspunkt, nur seinem untrüglichen Instinkt folgend.

Zeitweilig legte er lange Strecken im Trabe zurück, und sein ädher brauner Körper brauchte nur kurze Rast. Er durchquerte das Gebirge, stieg wieder hernieder in die Buschsteppe, und als am dritten Tag die Sonne sich neigte, sah er auf der Schwelle des Postamtes zu B. und wartete geduldig, bis jemand käme, um ihm den Postbeutel abzunehmen.

Nachdem er wieder neue Verpflegung erhalten, besuchte er hottenantische Verwandte bis zum nächsten Tage, wo ihm wieder ein Beutel Briefschaften zum Rücktransport eingehändigt wurde. Auch dieser Rückweg verlief ordnungsgemäß, und Pudding nahm stolz die tauße Belohnung des Feldwebels entgegen.

Alle 14 Tage wanderte er jetzt nach B., und alles würde gut in Ordnung gewesen sein, wenn — nun, wenn Pudding kein Hottentotte mit viel Burchmannsblut gewesen wäre. Die Arbeit, noch dazu die regelmäßige, war eigentlich nicht nach seinem Sinn. So ging er eines Tages, wieder von B. kommend, durch die Buschsteppe. Der Postbeutel hing über der Schulter, und er ahnte nicht, daß diesmal der langerschnite rosenrote Brief von Marie aus Deutschland darin enthalten war, an ihren Bräutigam, den Feldwebel in Afrika. Pudding war vielmehr der Postbeutel recht gleichgültig geworden. Er hatte auf dem Boden eine Spur entdeckt, eine Spur, die in ihm die schönsten Erinnerungen seiner Kindheit wachrief.

Weit, weit auf einfarmer Grassteppe war's gewesen, daß seine Reute das Wild gehest, den klüchtigen Springbock, das Gnu, wohl auch den Strauß und das Zebra. Auf Wildspuren im hohen Grase schlich man sich heran und schoß den Pfeil auf das stende Tier. War es wundgeschossen, so lief man hinterher, leicht, schnell und etio, ohne Ermüden, ausdauernder als das Opfer das schließlich zur Beute wurde. Dann fand sich die ganze Reute zusammen, wenn am Indernden Feuer das Wild o bran wurde. Der Rauch der dürren Heiser zog langsam hin in die Steppe mit dem Duft des Fleisches daß Schafal und Hyäne es aufkeulend miterteten. Hell und hell leuchtete der Mond dem braunen freien Burchmannvolk. —

Pudding lief auf der Wildspur. Den Postfach hatte er längst weggeworfen. Eine ungeheure Schmutz nach dem freien Steppenleben hatte ihn erfaßt. Vorneben war Distriktsamt, Feldwebel und Postbeutel. So selbst der Provinzraum. Nun trankte er auf dem Wildspad, der hineinführte in die weite, weite Steppe dort hin wo in weifernen Gründen noch der sberne Burchmann haut Begeffen lag unter einem einsamen Dornbusch der Postbeutel mit Mariens rosenrotem Brief an ihren Schatz in Afrika.

„Aber, was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

„Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

„Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

„Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

„Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

etwas auf der Schulter zu drücken. Obgleich es noch längst nicht Mittag war, sagte er sich, daß es doch besser sei, eine kleine Rast zu machen und etwas zu essen, damit der Saß mit dem Proviant leichter würde. Er wart also den Postfach unter einem Busch und begann nun den Gebbeutel auszupacken. Bald schmeckte es ihm über die Waden gut, denn er war stark ausgehungert und oh, was nur in ihn hineingehen wollte. Dann schlief er etwas, um neue Kraft zum Weiteressen zu sammeln.

Schließlich hatte er so allen Proviant aufgegessen, der für drei Tage bestimmt war. Er süßte sich sehr bedrückt, aber so satt und schwer und unluftig zum Laufen, daß er beschloß, zunächst einmal auszuruhen. Der Postbeutel diente ihm als Kopfkissen, und so schlief er den Schlaf des Gerechten. Die Sonne stieg hoch und weigte sich wieder dem Untergange zu. Die Nacht schritt ihr nach und zündete die funtelnden Sterne an. Und als auch diese wieder verblüht waren und das Tagesgestirn schon hoch am Himmel stand, erwachte Pudding und ward schon allmählich wieder seines Amtes bewußt.

Um 90 Kilometer lagen noch vor ihm. Morgen hatte er den Postfach in B. abzugeben. Und nun zeigte sich, was ein Burchmann war. Geessen hatte er für drei Tage, damit brauchte er sich nicht mehr abzuhäuten. Er hatte nur noch den leichten Postbeutel zu tragen. Mit diesem machte er sich nun auf den Weg und lief querfeldein durch Busch und Steppe ohne weiteren Orientierungspunkt, nur seinem untrüglichen Instinkt folgend.

Zeitweilig legte er lange Strecken im Trabe zurück, und sein ädher brauner Körper brauchte nur kurze Rast. Er durchquerte das Gebirge, stieg wieder hernieder in die Buschsteppe, und als am dritten Tag die Sonne sich neigte, sah er auf der Schwelle des Postamtes zu B. und wartete geduldig, bis jemand käme, um ihm den Postbeutel abzunehmen.

Nachdem er wieder neue Verpflegung erhalten, besuchte er hottenantische Verwandte bis zum nächsten Tage, wo ihm wieder ein Beutel Briefschaften zum Rücktransport eingehändigt wurde. Auch dieser Rückweg verlief ordnungsgemäß, und Pudding nahm stolz die tauße Belohnung des Feldwebels entgegen.

Alle 14 Tage wanderte er jetzt nach B., und alles würde gut in Ordnung gewesen sein, wenn — nun, wenn Pudding kein Hottentotte mit viel Burchmannsblut gewesen wäre. Die Arbeit, noch dazu die regelmäßige, war eigentlich nicht nach seinem Sinn. So ging er eines Tages, wieder von B. kommend, durch die Buschsteppe. Der Postbeutel hing über der Schulter, und er ahnte nicht, daß diesmal der langerschnite rosenrote Brief von Marie aus Deutschland darin enthalten war, an ihren Bräutigam, den Feldwebel in Afrika. Pudding war vielmehr der Postbeutel recht gleichgültig geworden. Er hatte auf dem Boden eine Spur entdeckt, eine Spur, die in ihm die schönsten Erinnerungen seiner Kindheit wachrief.

Weit, weit auf einfarmer Grassteppe war's gewesen, daß seine Reute das Wild gehest, den klüchtigen Springbock, das Gnu, wohl auch den Strauß und das Zebra. Auf Wildspuren im hohen Grase schlich man sich heran und schoß den Pfeil auf das stende Tier. War es wundgeschossen, so lief man hinterher, leicht, schnell und etio, ohne Ermüden, ausdauernder als das Opfer das schließlich zur Beute wurde. Dann fand sich die ganze Reute zusammen, wenn am Indernden Feuer das Wild o bran wurde. Der Rauch der dürren Heiser zog langsam hin in die Steppe mit dem Duft des Fleisches daß Schafal und Hyäne es aufkeulend miterteten. Hell und hell leuchtete der Mond dem braunen freien Burchmannvolk. —

Pudding lief auf der Wildspur. Den Postfach hatte er längst weggeworfen. Eine ungeheure Schmutz nach dem freien Steppenleben hatte ihn erfaßt. Vorneben war Distriktsamt, Feldwebel und Postbeutel. So selbst der Provinzraum. Nun trankte er auf dem Wildspad, der hineinführte in die weite, weite Steppe dort hin wo in weifernen Gründen noch der sberne Burchmann haut Begeffen lag unter einem einsamen Dornbusch der Postbeutel mit Mariens rosenrotem Brief an ihren Schatz in Afrika.

„Aber, was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

„Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

„Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

„Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

„Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

„Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

„Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

„Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“ „Was ist das?“ „Das ist ein Stein.“

Wer lacht mit?

Das neue Kleid „Dieses hübsche Kleid hast du dir wirklich von deinem Wirtschaftsgeld erparat, Viza? Das ist allerhand! Was jagt denn dein Mann dazu?“

„Nicht! Aber so oft er mich darin sieht, knurrt ihm der Magen!“

Wenn zwei dasselbe tun „Fritschen: „Sonderbar, Mama, wenn ich mal den Finger in den Mund nehme, bekomme ich immer Haue. Und wenn ich den ganzen Fuß in den Mund steck, dann laßt ihr alle wie verrückt!“

Auch ein Motto „In einem Wettbewer zur Erlangung eines zugkräftigen und überzeugenden Mottos für den allgemeinen Spartag fand sich folgender Vorschlag: „Wer seinen Schatz lieb hat, legt ihn auf die Bank!“

Es quietste „Frau Schmitz glaubte fest und fest, daß ihr Fritschen ein großer Geiger werden würde. Eines Tages aber wurde ihr Glaube schwer erschüttert. Da kam nämlich Herr Schmitz aus dem Garten, sah Fritschen sitzen und sagte empört zu seiner Frau: „Stüest du mir gleich gefagt, daß Peterden lüß, dann hätte ich mich nicht eine halbe Stunde abgemüht, die Gartentür zu öfen!“

Auf Vorrat „Minna: „Gnädige Frau, Fritschen will nicht hören. Best hat er den ganzen Müßstrank voll Schneebälle gepackt, damit will er im Sommer die anderen Jungen werken!“

Soll sie nur „Ihre Frau, Herr Lehmann, erachtete uns, daß sie im Sommer mit uns an die See fahren sollte. Oder haben Sie etwas dagegen?“

„Ich? Absolut nicht! Sie soll nur ruhig erzählen!“

Der „Esel“ „Als ich auf meiner Hochzeitsreise mit Willy den Berg hinaufritt, wäre ich beinahe verunglückt, der Esel wurde plötzlich eigenfönnig und wollte absolut an einem heißen Gang nicht mehr vorwärts und mich abwerfen, also seinen Kopf durchschlagen!“

„Was? Auf der Hochzeitsreise schon?“

Keine Ahnung „Sie: „Nein, Arthur, ich werde nie vergessen, wie blöde du ausfahst, als du um meine Hand anhieltest!“

Er: „Das ist nichts im Vergleich dazu, wie blöde ich in Wirklichkeit war!“

Diskret „Minna, weshalb tragen Sie denn den Papagei aus dem Zimmer?“

„Der Herr Doktor hat gesagt, er will die gnädige Frau unter vier Augen sprechen!“

Feststellung „Karl, wann hat unser Junge eigentlich das letzte Mal geschrieen?“

„Moment, ich sehe gleich mal im Schekbuch nach!“

Bereitwilligkeit „Der Schupo trifft in einem Berliner Vorort einen Affordionspieler, der an verbotener Stelle musiziert. „Sie machen hier Musik? Sie müssen mich begleiten!“ sagt der Beamte.

„Aha mit Wajntjesen, Herr Wachmeital! Wat woll'n Sie denn singen?“

Er trumpft „Kennen Sie die letzten Tage von Pompeji?“

„Nein — ich wußte gar nicht, daß er gestorben war!“

Der Latzauge „Warum haben Sie denn nicht eingegriffen, als sich die Gegner mit Stühlen bearbeiteten?“

„Ich wollte ja, Herr Richter, aber es war kein Stuhl mehr frei.“



Im Takt der Webstühle

Das Handweben — eine uralte Beschäftigung der Frau

Es hat sich seit dem Altertum nicht viel geändert in der Handweberei. — Spinnen und Weben sind uralte Beschäftigungen und noch vor 100 Jahren war der größte Teil der Menschen namentlich auf dem Lande auf die Selbsterhaltung der Stoffe für Wohnung und Kleidung angewiesen! Die Hausfrauen selbst gewannen die Wolle oder den Flachs, spannen die Fäden, färbten und webten.

Wie heute noch in manchen nördlichen Ländern erhielten sie alle dazu notwendigen Geräte, auch den Webstuhl, mit in die Ehe!

Durch kluge Benutzung des Werkstoffes handgesponnener Wolle oder Leinen und den sicheren Sinn für das Ornament, das dem einfachen Arbeitsvorgang gemäß war, entstand eine lebendige Volkskunst.

Heute, wo man von neuem ein bewußtes und gutes Verhältnis zum Stoff und zur Form eines Werkstückes sucht, ist auch die Handweberei wieder zu Ehren gekommen.



Kleinerer Wandteppich

Für die Entwicklung des Textilgewerbes in Emmendingen hat Amtmann Schloffer, der Schwager Goethes, vielleicht einen entscheidenden Anstoß gegeben mit seiner Beschäftigung erwerbsloser Frauen und Mädchen mit Spinnen (und Weben?).

Das handgesponnene Garn wird heute in richtiger Erkenntnis seines Wertes für die Handweberei in vielen Betrieben wieder verwendet. Handgesponnene Wolle ungefärbt, wie sie vom Schaf-Wies kommt, ist von grober färbiger Ledendigkeit und Halbfarbigkeit. Seit Jahren verwendet daher für Bekleidung und für dekorative Stücke die Breisgauer Handweberei solche Naturwolle, die sie auf dem Lande von Frauen und Mädchen spinnen läßt — ein willkommener Verdienst!

Wir treten ein in den hellen, luftigen Raum, der Webereifabrik und hören die Webstühle im Dreitaft klappern. Es werden vorwiegend Mädchen und Frauen in diesem Betriebe beschäftigt, denn gerade den Frauen liegt diese Arbeit von alters her besonders. Und es sind auch zwei Frauen, die die Trägerinnen dieses Unternehmens sowohl in künstlerischer, wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht sind.

Es ist im sozialen Sinne wertvoll, daß die einzelne Arbeiterin noch den ganzen Entstehungsvorgang der Erzeugnisse überblickt, wie das eben nur im Handwerksbetriebe möglich ist.

In der Spinnerei wird gerade die wertvolle Zellwolle, Wolle und kräftiges Leinen in garten und leuchtenden Tönen auf die Spindel genommen und mit laufendem Rädchen gespult. Die Garne beherbergt ein heller Lagerraum, in dem Balken aller Arten und Farben beieinander liegen. Hier wählt geschulter Farbensinn je nach Aufgabe oder Stimmung das Material. Wenn nun eine kleine Flotte von Weberinnen mit Spulen in schön abgetimmten Farben versehen ist, kann das Muster am Webstuhl beginnen. Eine Zeichnung ist vorher gemacht, als Anhaltspunkt für die Arbeit.

Das Weben in seinem Grundvorgang wird bestimmt durch die Kette (oder „Zettel“), durch die der Faden „durchgeschossen“ wird, nachdem das „Fisch“ mit dem Fuß hochgehoben wurde. Ein zweiter „Fritt“ bringt die Fäden, die oben waren, nach unten und die unteren nach oben. Der mit dem Schiffschen durchgeschossene Faden ist



Sehr lebhaft gewirkter Gobelin

Aufn.: Breisgauer Handweberei, Emmendingen

hierdurch festgehalten und es öffnet sich erneut ein Fach für den nächsten Schuß.

Das Material wird in immer neuen Zusammenstellungen ausgeprobt, die Farben und Bindungen gewechselt, bis schließlich nach mühsamer und liebevoller Arbeit das fertige Stück aus dem Webstuhl kommt.

Und nun lassen wir die Metallografin selber von ihrem Beruf erzählen, bei dem sie „mit Begeisterung“ ist.

Tieren des Waldes an der Wand, in Gobelin-Technik aus naturfarbener Wolle gewebt.

Handgewebte Möbelstoffe, Tisch- und Divan-Decken, Kissen und Wandbehänge geben den Wohnräumen Wärme und haben die lebendige Wirkung eines durch Handarbeit besetzten Stoffes. Sie sind einfarbig oder vielfarbig von eigenartigem Reichtum der Gestaltung und ihre handwerkliche Schönheit und Besonderheit erfüllen mit Freude.

Hier werden Mädchen gesucht!

Zauber der Metalle

Eine Metallografin führt in ihre Arbeit ein

Metallografie — heißt der Beruf, der für Frauen geschaffen zu sein scheint. Drei Eigenschaften zeichnen ihn aus: interessant, befriedigend und — ausserordentlich. Unsere Mitarbeiterin hat sich mit der Metallografin des „Kaiser-Wilhelm-Instituts für Metallforschung“ in Stuttgart unterhalten, die einen tiefen Einblick in ihre Arbeit gab.

Metallografin — das klingt gleichermäßen geheimnisvoll wie gelehrte Was ist das: eine Metallografin? Professor Küster, Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Metallforschung in Stuttgart, nennt sie „technische Affinitätin“ und sagt: „Es ist ein Beruf, den ich jeder Frau empfehlen kann. Wir Wissenschaftler stehen der Frau in unsern Arbeitsgebieten immer noch mit großer Skepsis gegenüber. Aber eine gute Metallografin ist gern gesehen und darf gefragte.“

Metallografin — das Mädchen mit dem „feinen Schliß“ — in des Wortes wahrer Bedeutung. Frauen, die in wissenschaftlichen Instituten oder in den Labora-

torien der großen industriellen Werke, die Metallschliffe machen und mikroskopisch unterlehen.

Metallografin — weder geheimnisvoll, noch gelehrt. Ein Mädchen mit ausgesprochen praktischem Sinn, das logisch und selbständig zu denken vermag. Ein Mädchen mit Geduld, Gehalt und Fingerfertigkeit. Das sind die wichtigsten Voraussetzungen an der Arbeit.

Und nun lassen wir die Metallografin selber von ihrem Beruf erzählen, bei dem sie „mit Begeisterung“ ist.

In ihrem weiten, weißen Arbeitskleid führt sie mich in „ihre Reich“. Ein Reich voll sachlichen Apparaten, ägenden Säuren, Kühlen, leblosen Metallen. Ein Reich, dessen Echo chemische Formeln und Zahlen sind. Und dazwischen das Mädchen mit feinen Lebhaftem, warmherzigen Augen?

Aber dann geschieht das Merkwürdige: sie beginnt zu sprechen, und alle Dinge um sie herum, die eben noch kühl und sachlich schienen, werden lebendig. Jedes Stückchen der vielkündigen Metalle hat eine Geschichte seines Werdens, jedes ist ein Körper für sich, dessen „Gefüge“ — wie die Wissenschaft es nennt — von dem Mädchen mikroskopisch untersucht wird. Metalle sind ebenso verschiedenartig zusammengesetzt wie Menschen. Auch sie können krank sein oder gesund, gut oder schlecht. Durch das Mikroskop sieht das Mädchen in ihre Körper hinein. Spantaktische Bilder ergeben sich da, durch deren buntes Spiel man — neben allem Ernst der Wissenschaft — seine täglichen Freuden an der Schönheit und Seltsamkeit der Naturerschöpfung hat. Nein, sie sind nicht kalt und leblos, die Metalle. Man muß sie nur verstehen, sie sorgsam behandeln ... Und mit einer weichen, heftigen Bewegung reibt das Mädchen die spiegelglatte Schiffsfläche des Kupferstückchens ab.

Da spricht aus dem Mädchen mit dem „sachlichen“ Beruf die Frau. Das „Material“ in ihrer Hand „lebt“. Und ihre Arbeit dient dazu, die höchsten Eigenschaften dieses „lebendigen Materials“ frei zu machen für seinen großen Dienst an der Gelamtheit des Volkes.

Das ist es, was in einem — über die vielen kleinen Freuden hinaus, die einem die Arbeit bereitet — die große Befriedigung ausfließt. Dies Bewußtsein, daß man mitmacht an einer Forschungsarbeit, die heute im Brennpunkt der Aufbaubarkeit unseres Volkes überhaupt steht. Für die Erfindung neuer einheimischer Metalle auf all ihre Kräfte und Fähigkeiten hin, die uns eine immer

größere Unabhängigkeit bringen soll, zu arbeiten, gibt dem täglichen Schaffen den höchsten Sinn ...

Was muß ein Mädchen für eine Vorbildung haben, das ohne weiteres erkennen kann, ob Stahl viel oder wenig Kohlenstoff enthält? Axttur? Studium?

Die Metallografin schüttelt den Kopf.

„Meine Schülerin ist jetzt 17 Jahre alt. Nach dem Abschluß der höheren Schule vor einem Jahr ist sie hierhergekommen. Und schon jetzt ist sie mir eine große Hilfe.“

In diesem Jahr hat sie ausschließlich metallografisch gearbeitet. Praktis und Erfahrung ist das wichtigste bei uns. Theoretisch ergänzt sich ihre Ausbildung dadurch, daß sie als Gasthörerin der Vorlesungen des Instituts beibringt. Nach zweijähriger Ausbildung ist sie ein „geachtetes Mädchen“. Dann gibt es für sie zwei Wege ...

Der eine führt in die Laboratorien der Metallindustrie. Der andere bleibt bei den Forschungs-Instituten oder Material-Prüfungslaboren.

Ein anderer Weg der Vorbereitung dagegen führt über eine Ausbildung von fünf Semestern in einer der hierfür bestimmten Schulen. Metallografie, Chemie, Physik, Fotografie sind die Hauptfächer dieses Studiums.

Aber die Hauptgrundlagen, das sei immer wieder betont, sind ein praktischer Sinn und eine geschickte Hand. Grundlagen also, die jeder Frau angeboren sind. Und dazu ein drittes: etwas, das auch in jeder Frau wacht: ein aufgeschlossener Geist für das Wunder der Natur, das auch in jedem der kleinen Metallstücke lebt.

Eva Maria Merz.

Schulgeld für die Säuglingschwester

Zu unserem Beitrag in der letzten Sonntagsbeilage „Ich möchte gerne Säuglingschwester werden“ ist noch eine kleine Ergänzung über die Ausbildungskosten für diese schönen neuen Frauenberufe notwendig. Das Schulgeld für Hauswirtschafterinnen beträgt 35 RM. monatlich bei voller Kost. Die Unterrichtsgebühren betragen außerdem 20 RM. halbjährlich. Dazu kommt die einmalige Ausgabe von 10 RM. für eine Röntgenaufnahme. Am Schluß der Ausbildung müssen 20 RM. für Prüfungsgebühren entrichtet werden. Schülerinnen, die bei den Eltern wohnen, zahlen monatlich 35 RM.

Mutter, was wollen wir anziehen?

Neues aus Altem

Vielelei sammelt sich im Lauf der Jahre im Haushalt an, was einem fragen läßt: Was fange ich nur hiermit an? Da sind



Abb. 89 Kinderfächer sind ideal herzustellen aus Altem Material, und manche Gebrauchsgegenstände sind so durch Mutters Fleißigkeit und Arbeit, erspart. So die sehr praktische Kinder-Wandtasche — sie kann einfarbig oder gemustert sein. Das Gürtelchen wird hinten gebunden.
Abb. 90 Ein einfarbiges für kleine Jungen. Aus jedem Wäschestück zu arbeiten, lang oder kurzärmelig, mit farbenfrohen Bestäuben.
Abb. 91 Zum nähen Frühjahrs- und Schulanzug nähend wir für's Mädelchen einen Trägerrock, zu dem das Kind mehrere Wäuschen tragen kann. Die weiße, die grüne, die gepulste und die geflickte.
Abb. 92 Die Strümpfe für den kleinen Jörg ist aus Beberfamt, und zum Ausschneiden sind Mutter etwas grün-grau Kleinfarbes, es könnte aber auch einfarbig grau sein, dann mit grünen Aufschlägen und Paßeln. Die Sohle kann schwarz

sein mit grünen Paßeln, oder maußgrau mit weißlichen. Auch braun ist die Sohle schön.
Abb. 93 Dies ist ein Spielzeug-Höschen für Wäuschen, das aber den Anzug getragen wird. Es ist einfarbig blau mit dunkelblau eingeklappten Kanten. Hinten drei rote Knöpfchen zum Verschließen.
Abb. 94 Aus einem älteren, blauen Anzug „bau“ Mutter einen feinen Matrosenanzug für ihren Zwillingen.
Abb. 95 Für den Frühjahrsanzug unseres größeren Mädchens ist bald das richtige gefunden. Etwas ein früherer Sommermantel von Mutter, wird umgearbeitet, oder der ausgemachte Ledermantel des großen Bruders.

Zu allen Abbildungen sind Schritte eindrucklich und zu besetzen beim „Führen“-Verlag, Karlsruhe, Zammstr., Sekretariat. Größen- und Altersangaben bei Kinderfächer nicht vergessen.

Was essen wir im März?

Kartoffeln, Fisch, Gemüse

Einen Anteil zur Aufbesserung unserer Ernährung, die jetzt zur Frühjahrszeit besonders wichtig ist, hat die Kartoffel, denn der Vitamingehalt der Mähszeiten ist durch das tägliche Kartoffelfressen wesentlich verstärkt. Es gibt so zahlreiche Zubereitungsarten dafür, daß sie uns immer wieder neu und geschmacklich verschieden erscheint. Wir könnten uns schon gar nicht mehr vorstellen, wie wir ohne sie auskommen sollten! Zum Beispiel der Salzhering. Seine Billigkeit läßt ihn leider zu oft ungenügend bewerten. Sein außerordentlich hoher Nährwert wird viel zu wenig berücksichtigt, so daß er noch mehr zum Volksnahrungsmittel werden sollte.

An frischen Fischen ist großes Angebot. Die Zusammenlegung von Fisch und Gemüse hat nicht oft genug betont werden. Jedes auf diese Weise zubereitete Gericht ist nahrhaft und sättigend. Fleisch ist jeder selbstverständlich mit Gemüse und Kartoffeln. Warum also nicht auch Fisch? Alle Fischgerichte, ein- bis zweimal in der Woche in den Speiseplan eingeschoben, bieten eine willkommene Abwechslung für uns. Es bedarf eben mal eines Verwuchs.

Der Gemüsemarkt bringt hauptsächlich Weißkohl und Kohlraben. Ein besonderes Angebot ist noch zu bemerken: der Meerrettich. Damit kommen wir auf die Milch und Milchprodukte. Quark und Buttermilch lassen sich u. a. recht gut zu Tunken von Salaten, a. B. aus rohem Kohl, verwenden.

Wollen wir schließlich daneben zur Abwechslung süße Gerichte auf den Tisch bringen, so kann hier die verbilligte Marmelade in jeder Form zu Süßspeisen verwendet werden. Hier kommen uns der deutsche Kartoffelkago, Gran-

den oder auch das Kartoffelkarkemehl sehr gut. Jede Suppe oder Brühe können wir auf diese Weise binden oder dicken. Zum Schluß sei noch auf die Haferflocken hingewiesen. Die ganz anders beginnen wir den Tag, wenn wir morgens Haferbrei, vielleicht mit einem roh gereinigten Apfel, essen und nicht nur „unserer Stullen“.

Wie bessere ich meine Strümpfe aus?

Viele Hausfrauen besitzen noch alte gewebte Strümpfe, an denen oft die Beine noch tadellos, aber die Fühlänge vollständig abgenutzt sind. Wenn man nun den zerrissenen Teil abschneidet, ihn mit feiner Wolle oder Baumwolle neu strickt und auf der linken Seite lauber mit kleinen, aber dehnbaren Stichen annäht, wird manche Hausfrau froh darüber sein, wie gut, billig und haltbar ihre Strümpfe wieder ausgearbeitet sind. Es ist jedoch ratsam, die Ferse in höchstens 10 Mannschaften Höhe zu stricken, damit sie nicht über den Fuß hinausherausst, was gerade bei ausgearbeiteten Strümpfen oft der Fall ist und sehr unangenehm ausfällt. Man strickt also die Ferse in ungefähr 36 Maschen Aufschlag und das Knäppchen. Dann legt man die Handmädchen auf und strickt den unteren Fußteil in der Länge des noch am Strümpfe befindlichen oberen Teiles. Nun nimmt man die zur Spitze fehlenden Maschen auf und strickt dieselbe wie üblich. Zum Schluß werden die beiden Teile durch schmale Nähte verbunden, wobei zu beachten ist, daß die Maschen des oberen Teiles gut gefaßt werden, damit sie nicht aufgehen. Mit einem feuchten Tuch und nicht zu heißem Eisen dämpft man die Nähte. Friedl Sohn.

Seltsame Testamente

Von Dr. Paul Raché

Seltsame Testamente hat es stets gegeben. Es soll nicht immer die reine Freude sein, die Erben empfinden, wenn sie in den Besitz eines Vermögens gelangen. Daß Leute, die ihr ganzes Leben lang Sonderlinge gewesen sind, Testamente verfassen, über die man nur den Kopf schütteln kann, braucht nicht weiter Wunder zu nehmen. Der Charakter eines Menschen verleugnet sich in dem Augenblick, wo er seinen letzten Willen aufsetzt und gewissermaßen die Bilanz seines Lebens zieht, fast nie. So kommt es, daß bei so und so vielen der letzte Wille nichts anderes ist, als ein zynischer Witz, daß es Testamente gibt, die voll sind von Sarkasmen, gespickt mit Boshaftigkeiten.

Sarkasmus in England und Amerika

Im Abfassen seltsamer Testamente hat sich von jeher die angelsächsische Rasse besonders ausgezeichnet. In England und Amerika ist es geradezu ein Sport geworden, lehrwürdige Verfügungen absonderlicher Art zu hinterlassen. Ohne kleine Bosheiten geht es dabei nicht ab. Nicht merkwürdig berührt schon der Passus in dem Testament von Shakespeares, der seiner Frau „das zweitbeste Bett“ vermacht. Auch Englands großer Seefeld, Admiral Nelson, konnte es nicht unterlassen, seiner einzigen Geliebten, der durch ihre Schönheit und die Großzügigkeit ihrer Liebesauffassungen bekannten Lady Hamilton, einen recht ungewöhnlichen Denkzettel zu geben. Von ihr heißt es nämlich in Nelsons Testament: „Emma, Lady Hamilton, vermach ich meinem Vaterland.“

Einen hart faktischen Zug weist auch das Testament des vor kurzem verstorbenen Newporter Millionärs Samuel Pratt auf. Er hinterließ ein Vermögen von 15 Millionen Dollar, das er sich in der Hauptsache durch glückliche Börsenspekulationen erworben hatte. Was aber seine Ehe anlautet, so scheint da Herr Pratt weniger glücklich spekuliert zu haben. Er machte daraus auch nie einen Hehl. Niemand sah man ihn mit seiner Frau zusammen. Meiste er nach Diner oder der Schweiz, um in der alten Welt seinen Urlaub zu verbringen, so konnte man sich kein, daß Frau Pratt in diesen Wochen am Strande von Florida weilte. „Mann und Frau erholten sich am besten“, pflegte der philosophisch veranlagte Mr. Pratt zu sagen, „wenn ein ganzer Ozean zwischen ihnen liegt.“ Trotzdem es, wie gesagt, nicht gerade das harmonischste Verhältnis war, das Herr Pratt mit Frau Pratt verband, machte er die Frau doch zu seiner Universalerbin. Einige boshafte Bemerkungen konnte sich Herr Pratt allerdings in seinem Testament nicht verkneipen. Unter anderem hieß es da:

Sie soll täglich 5 Zigaretten rauchen

„Die glücklichste Zeit meines Lebens ist die gewesen, wenn meine Frau mit mir hie und da war und maulte. Dann hat sie wenigstens nicht gelächelt. Und sie ist sehr oft böse mit mir gewesen. Darüber also habe ich mich nicht zu beklagen gehabt. Wenn ich auch all das Unangenehme vergehen will, so möchte ich doch noch meinem Tode dafür, daß sie all mein schönes Geld erbt, eine Art Vergütung haben. Meine Gegenwart ist meiner Frau nie angenehm gewesen. Wenn ich bis spät in die Nacht hinein arbeitete, um das Geld zu verdienen, das ich ihr jetzt hinterlasse, fiel es ihr niemals ein, bei mir zu bleiben. Im Gegenteil, sie suchte so schnell wie möglich aus dem Haus zu kommen. Weil ihr meine Aufmerksamkeit so wenig sympatisch war, fordere ich jetzt, daß sie die ersten zwei Stunden an meinem Grabe zubringt.“

„Mit meiner Schwester“, heißt es weiter in dem Testament, „hat meine Frau sich stets herumgezankelt. Ich kann ihr das nicht weiter übel nehmen, denn meine Schwester ist kein besonders liebenswürdiges Wesen und ich möchte sie ebenjowenig, wie sie mich. Ich vermache meiner Schwester 100 000 Dollar unter der Bedingung, daß sie täglich meine Frau, wenn die mein Grab aussucht, begleitet. Das einzige Vergnügen, das ich in meinem Leben hatte, war meine Zigarre. Sie war mein einziger Trost. Aber mit einer Partinachtigkeit, die einer besseren Sache würdig war, verlor ich meine Frau immer wieder, mir dieses Vergnügen zu verweigern. Bei jeder Zigarre, die ich anzündete, fing sie an über ihre Gardinen zu jammern. Das war um so unangenehmer, als ich ja Geld genug verdienen zu können. Ich bestimme deshalb, daß meine Frau nur dann in den Besitz meines Vermögens gelangen soll, wenn sie im ersten Vierteljahr nach meinem Tode in Gegenwart des Notars täglich 5 Zigaretten raucht. Der Notar mag inzwischen so viel von meinen guten Zigarren rauchen, wie er Lust hat.“

„Ich glaube“, so schließt das Testament, „daß diese Forderungen in Anbetracht des großen Vermögens, das ich hinterlasse, nicht allzu grausam sind.“

Wenn Frauen Testamente machen

Wenn die Frauen in den Testamenten so schlecht megkommen, so liegt das natürlich daran, daß die meisten Testamente von Männern herrühren. Frauen finden ja verhältnismäßig selten Gelegenheit, Testamente zu machen. Sonst würde vielleicht an so und so vielen Männern auch kein gutes Haar hängen. Machen Frauen schon einmal Testamente, so hat das oft einen komischen Charakter. So, wenn eine alte Dame ihren Papagei zum Erben einsetzt, oder eine andere ihren Schoßhund und wenn dann ausführlich und in allen Einzelheiten bestimmt wird, wie die fähe Vore oder der geliebte Floch zu verpflegen sind.

Wie unter Umständen Frauen wegen einer ganz nützlichen Ursache Jahrzehnte hindurch nachtragend und nachsichtig sein können, zeigt ein Fall, der sich vor einem Jahr in Londongetragen hat. Dort starb eine 76jährige,

sehr reiche Witwe, eine Missis Camp t e n. Sie wohnte seit mehr als 80 Jahren mit einer Nichte, der 15 Jahre jüngeren Miss Hopkins, zusammen. Da Mrs. Camp t e n keine Verwandten besaß, hielt man Miss Hopkins allgemein für die Erbin des beträchtlichen Vermögens ihrer Tante. Mrs. Camp t e n hatte vor 35 Jahren ein Testament gemacht und bei ihrem Advokaten hinterlegt. Einige Monate vor ihrem Tode erklärte sie, daß in dem Testament keinerlei Veränderungen vorgenommen seien. Der Advokat hatte Miss Hopkins zur Verlesung des Testaments geladen. Und nun kam die Ueberraschung:

Die alte Dame hatte ihr gesamtes Vermögen gemeinnützigen Stiftungen vermacht. Ihre Nichte erhielt nicht das geringste. Das wurde in dem Testament folgendermaßen begründet:

„Im Jahre 1880, am 27. August, abends 9 Uhr, ist es geschehen. Ich erachte meine Nichte, die damals noch reich war, während ich ganz arm, wie eine Strichnadel zu leben. Meine Bitte wurde schroff abgelehnt. Ich war darüber aufs tiefste gekränkt und erbittert. Fünf Jahre gingen dahin. Da wurde meine Nichte eine arme Frau, ich dagegen erbe ein großes Vermögen und wurde plötzlich reich. Da ich ganz allein stand, nahm ich meine Nichte zu mir ins Haus. Sie hat es bei mir sehr gut gehabt. Ich ließ sie abhichtlich ein Wohlleben führen, um sie nach meinem Tode härter zu irafen. Sie erbt nichts, wird wieder eine ganz arme Frau und kann schließlich im Armenhaus dafür büßen, weil sie mir damals die Nadel verweigert hat.“

Das Testament der 95 000 Worte

Einer Frau haben wir auch das umfangreichste Testament zu verdanken, das wohl jemals aufgesetzt wurde. Es rührt von der Witwe eines Londoner Kaufmanns her. Der Mann war vor 20 Jahren gestorben und hatte seiner Frau das immerhin beträchtliche Vermögen von 80 000 Pfund hinterlassen. Seitdem ihr die Erbschaft zugefallen war, dachte die Frau an nichts anderes, als an ihr Testament. Der Gedanke, plötzlich zu sterben und ihre Nachlassenschaft nicht geordnet zu haben, war ihr entsetzlich. Und so machte sie sich sofort nach dem Tode ihres Mannes daran, ihren letzten Willen niederzuschreiben. Je nachdem sich die Verhältnisse änderten, wurden immer wieder neue Zusätze an dem Testament gemacht. Jedes einzelne Stück ihres Besitzes hatte sie katalogartig genau verzeichnet. Diese Kataloge bildeten den Hauptteil des Testaments, das aus vier Folioabänden bestand, zwei von je 400 und zwei von je 700 Seiten. Im ganzen sind

es 95 000 Worte, in denen die Erblasserin ihren letzten Willen kund getan hat.

Die Erben haben jedenfalls einen großen Vorteil von dieser intensiven Beschäftigung mit dem Testament gehabt. Denn die Witwe war derart von der Sorge um den Nachlaß ausgefüllt, daß sie keine Zeit fand, Geld auszugeben. Und so hatte sich das Vermögen, das ihr einst ihr Mann hinterließ, am Tage ihres Todes fast verdoppelt.

Sehr viele Menschen wollten lange und tief betrauert werden. Es ist das ein Egoismus, den man schließlich verziehen kann. Andere wieder, die languinischer und wohl auch philosophischer veranlagt sind, und die den Tod als etwas Unabänderliches hinnehmen, in das man sich eben, so gut es geht, fügen muß, bestimmen ausdrücklich, daß man ihnen nicht nachtrauern soll. Sie wollen mit lustiger Musik zu Grabe getragen werden, womöglich mit Jazzklängen. Und vielfach wird auch eine statliche Summe ausgesetzt, um des Toten bei einem guten Tropfen noch einmal liebevoll zu gedenken.

Das war schon früher so. Ein altes Testament aus dem 18. Jahrhundert, das von einem Danziger Kaufmann herrührt, stellt die bestimmte Forderung, daß die Beichte erst dann begehrt werden dürfe, wenn der Weinsteller des Verstorbenen bis auf den Rest geleert sei. Der Weinsteller war ziemlich umfangreich. Es ist deshalb zu glauben, wenn verachtet wird, daß das Gelage, das nach dem Tode des Danziger Kaufmanns anhub, volle 8 Wochen gedauert hat.

Der Bierbrauer hinterließ

In diesem Zusammenhang mag auch das Testament erwähnt werden, das der im vorigen Jahre verstorbenen Bierbrauer K o n g in S a n p h i z e aufgesetzt hat. Das Vermögen, das er seiner Familie hinterließ, war nicht besonders groß. Wichtiges nicht für englische Verhältnisse. Es betrug nur 200 000 Pfund. Das Möhliche aber, was er erlagte, Frau und Kindern vermachen konnte, wären 800 Flaschen alten Porters. Solch ein Porter, meinte Herr K o n g, gäbe es in ganz England nicht zum zweiten Male. Man sollte ihn mit Verstand genießen und bei jedem Schluck seiner gedenken. Damit wäre sein innigster Wunsch erfüllt.

Im übrigen möge man nicht weiter um ihn trauern. Er hätte sein Leben genossen und zum Trauern läge kein Grund vor. Er wünschte kein Grab und keinen Grabstein. Seine Asche solle in alle Winde verstreut werden. Nur seinen Porter möge man in Ehren halten.

Man sieht, Herr K o n g war mit Leib und Seele Bierbrauer. Und das erklärt und entschuldigt vieles.

Furcht vor dem Scheintod

Bei vielen Menschen ist die Furcht vor dem Scheintod ausgeprägt. Der Gedanke, lebendig begraben zu werden, ist ihnen entsetzlich. Das kommt in den Testamenten immer wieder zum Ausdruck. Die sonderbarsten Bestimmungen werden da getroffen. Am gründlichsten zu Wert gegangen ist dabei wohl ein Gültbesitzer aus dem südtischen Schweden. Er bestimmte deshalb erkens, daß zwei Ärzte an sein Totenbett gerufen werden sollten. Zweitens, daß sie sich mit allen der medizinischen Wissenschaft zu Diensten stehenden Mitteln von dem tatsächlichen Eintritt des Todes zu überzeugen hätten. Drittens, daß sie der größeren Sicherheit halber der Leiche eine gehörige Dosis Iyanfall zuführen sollten. Aber das alles ist ihm noch nicht genug. Denn zum Schluß kommt eine grausige Bestimmung. Wenn alles das geschehen sei, heißt es in dem Testament, dann soll einer der Ärzte in Gegenwart des anderen die Leiche ... enthaupen. Selbstverständlich kam es nicht zur Ausführung dieser Bestimmung, die nur durch die trauhafte Furcht vor dem Scheintod zu erklären ist.

Die seltsamste Hinterlassenschaft

Endlich noch ein Testament, das sich von den bisher erwähnten durch seine ganze Art und sehr zu seinem Vorteil abhebt. Vor einiger Zeit starb in einem Newporter Nachtclub ein alter Mann. Als er tot war, durchsuchte man seine zerlumpten Kleider. Das einzige, was man darin entdeckte, war ein großer Briefumschlag mit den Worten: „Dies ist mein Testament.“

Das Testament wurde einem Notar übergeben. Er öffnete den Umschlag und las: „Das ist mein Testament. Alles, worüber ich zu verfügen habe, schenke ich hiermit weg. Und zwar:

„Den verlassenen und verwahrlosten Kindern vermache ich das Recht, in den öffentlichen Parks zu spielen, und auf den Feldern und Wiesen, aber mit der Einschränkung, daß sie keine Blumen zertrampeln dürfen.“

„Den Liebenden überlasse ich die Welt des Theaters, lasse ich die Sterne, um zusammen sich in die Unendlichkeit zu versenken, lasse ich den Mondenst, um ihn einzunehmen und die Tausenden von Melodien, um nach ihnen zu laufen.“

„Denjenigen, die nicht jung genug mehr sind, um all diese Dinge noch voll genießen zu können, die über die Zeit der Liebe hinaus sind, lasse ich den Genuß der Erinnerung und das Schicksal in die Werke unserer großen Dichter, um durch die Macht der Poesie ihre eigene Jugend von neuem erleben zu können.“

Der Notar las gleichseitig das Testament bis zu Ende, wie es einem richtigen Notar ziemt. Der Direktor des Nachtclubs lächelte mitteilig, als das Testament verlesen war, und ein paar Jubelrufe klangen gleichfalls.

Nur ein junger Mann, der Schreiber des Notars,achte nicht. Und er hat den Notar, ihm das Testament doch einen Augenblick zu geben, Sorgfältig schrieb er es ab. Wori für Wort. Und sagte, als er es dem Notar übergab, daß es das schönste Gedicht sei, das er je in seinem Leben gelesen.

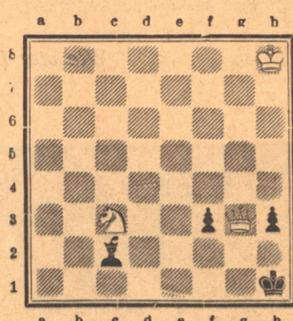
Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weisinger, Durlach, Scheffelstraße 7.

Folge 11 13. März 1938

Aufgabe Nr. 10 von F. Faboulet, Paris

1. Preis im Int. Cheney-Miniaturen-Turnier 1937



Matt in 3 Zügen

Eine elegante Aufgabe mit wenig Material!

Goldenes Schach-MC

von Theo Weisinger

1. Den Anzug hat im Schach stets Weiß, Im Angriff macht uns Schwarz auch heiß.
2. Der Bauer geht zur Dame rennt, Den Hof ein jeder Schächer kennt.
3. Mit Caro — kann man oft verliert, Man hat Caissas Guast probiert.
4. Die Dame ist sehr stark im Schach, Der Doppelpopps hingegen schwach.
5. Eröffnung bietet große Wahl, Im Endspiel hat man keine Dual.

(Wird fortgesetzt.)

Schach in Holland

Infolge des Weltmeisterschaftskampfes in Holland hat dort das Schach einen großen Aufschwung genommen. Zur Zeit findet in Amsterdam ein vom Schachklub „Max Erwe“ veranstaltetes Turnier statt, an dem außer den stärksten Spielern von Amsterdam der Holländische Vorkämpfer Landau sowie Großmeister Spielmann teilnehmen. Die folgende Partie zeigt die Spielfärke des Oesterreichers

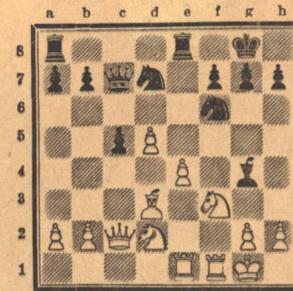
Abgelehntes Königsambit

Weiß: R. Spielmann

Schwarz: v. Schellinga

- | | |
|------------------|--------------------|
| 1. e2—e4 e7—e5 | 8. Rc1—d2 Rc4:d2+ |
| 2. f2—f4 f8—c5 | 9. e1:d2 0—0 |
| 3. e4—f3 d7—d6 | 10. f1—d3 c7—c5! |
| 4. c2—c3 e3—f3 | 11. d4—d5 Rc8—g4 |
| 5. f4:e5 d6:e5 | 12. 0—0 e8—d7 |
| 6. d2—d4 e5:d4 | 13. d3!—c2 f8—e8 |
| 7. c3:d4 Rc5—b4+ | 14. Ta1—c1 Dd8—c7? |

Stellung nach dem 14. Zuge von Schwarz:



- | | |
|-------------------|------------------------------|
| 15. d5—d6! Dc7:d6 | 19. e2—e4 e6:e4 |
| 16. e4—e5 e3:e5 | 20. Dc2:e4 Lg4:f3 |
| 17. Te1:e5 Te8—d8 | 21. Tf1:f8 Schwarz gibt auf. |
| 18. Dd3—c4 a7—a6 | |

Der 14. Zug von Schwarz war ein Fehler, den er durch den Tausch auf f3 hätte vermeiden können. Nachdem die Dame auf d6 den Bauer geschlagen hatte, war immer eine Figur verloren; Schwarz hätte da ruhig aufgeben können.

Der Badische Schachmeister spielt smultan

Morgen Montag, abends 8 Uhr, gibt der badische Schachmeister Max Essinger jg., Karlsruhe, im Klubheim des Karlsruher Schachklubs 1868 (Zulla-Saal der Schremp-Gallstr. 1868) ein Reichenpiel an 20 bis 25 Brettern.

Wir weisen besonders darauf hin, daß schachbegeisterte Gäste herzlich willkommen sind und ohne Kosten die Möglichkeit haben, ihre Kräfte mit dem badischen Schachmeister zu messen.

BRIEFMARKEN-ECKE

Vom deutschen Heer zum deutschen „Volksheer“

Der deutschen Helden Kampf, Untergang und machtvoller Wiederaufstieg, dokumentiert auf verschiedenen Poststempeln

Während noch in den letzten Phasen des Weltkrieges die bayerischen Stempelmaschinen in Kallerslautern und Ludwigsbafen a. Rh. noch Anfang November Tag und Nacht in rasender Folge druckten und dem deutschen Volke einbläuen:

Silffingert's Zeichen Kriegs-anleihe!

trat schon am 11. November 1918 in Spa die Waffenstillstandskommission auf. Spa, in der belgischen Provinz Lüttich, war 1918 Sitz des Großen deutschen Hauptquartiers. Hier fand die Konferenz der Mäxterien und der Deutschen über die schmachvolle Entwaffnung und Reparationszahlung statt. Unbegreiflich in diesem grandiosen Völkerverleumdung, trat das deutsche Heer den Rückzug in die Heimat an.

Spa

Sehr bald darauf erfolgten in Deutschland die Verfassungen zur sogenannten „Nationalversammlung“ am 19. 1. 1919 unter dem Schutze von Regierungstruppen. Der 6. Februar 1919 war der Tag, wo zum erstenmal das „Republikanische Parlament“ im National-Theater in Weimar zusammentrat. Hier wurde am 11. 2. 1919 Ober zum vorläufigen Reichspräsidenten gewählt.

Nationalversammlung Weimar

Die Zeit eilte drövel schnell in jenen ereignisreichen Tagen. Die am 7. 5. 1919 Deutschland vorgelegten vom „Rat der Vier“ formulierten Friedensbedingungen, wurden in der Nationalversammlung in Weimar mit 287 zu 138 Stimmen angenommen. Die deutsche Friedensdelegation, die in Versailles weilte...

Deutsche Friedensdelegation

unterschied durch Vell und Herrn Müller am 28. 6. 1919 den berühmten Schandvertrag von Versailles, durch den die „armerde“ Republik ein Sklavenland wurde und damit zum Spielball der Mäxterien.

Im Januar 1920 wurde in Berlin, auf der dortigen National-Versammlung das Vertriebsstrategie beraten. Aus diesem Antrag kam es zu den bekannten blutigen Unruhen,

die 81 Tote erforderten. Der Verleumdungsprozess begann und schlangelte sich wie der berühmte Wandmurm durch die Inflationszeit hindurch, bis zum Ende des Jahres 1932.

Nationalversammlung in Berlin

Sofort, nachdem die neugebildete nationalsozialistische Regierung die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes in die Hand genommen hatte — nahm sie gleichzeitig und energig den Kampf gegen die „Kriegsschuldlinge“ auf. Tausende Briefe mit dem Aufdruck:

Über besauptet

Deutschland sei am Kriege schuld!

Diese läge ist die Wurzel unserer Not.

wurden durch die Reichspost befördert. Die frühere Regierung war zu selge dazu.

Am 16. 3. 1933, am Vorabend des Heldengedenktages, erfolgte die Verkündung des Gesetzes für den Aufbau der Wehrmacht vom 16. 3. 1933. Die Wiedereinführung der „Allgemeinen Wehrpflicht“ wurde von deutschen Volke mit großer Begeisterung aufgenommen. Die Wahrung der Ehre und Sicherheit des Deutschen Reiches ist von jetzt ab wieder der eigenen Kraft der Nation anvertraut.

Lassen wir den Frontsoldaten Adolf Hitler selber sprechen: „Wegen Jahrtausende vergehen, so wird man nie von Helidentum reden und lazen dürfen, ohne des deutschen Heeres des Weltkrieges zu gedenken. Dann wird aus dem Schleier der Vergangenheit heraus die eiserne Front des grauen Stahlhelms sichtbar werden, nicht wachend und nicht wehnd, ein Mahmal der Unsterblichkeit. Solange aber Deutsche leben, werden sie bedenken, daß dies einst Söhne ihres Volkes waren...“

Am 15. 3. 1935 erfolgte die Gedenkausgabe

anläßlich des Heldengedenktages am 17. März für die im Weltkrieg gefallenen deutschen Krieger. Die Marke zeigt den Kopf eines Soldaten im Stahlhelm. Der Entwurf stammt von Hans Schweitzer, dem heutigen Reichsbeauftragten für künstlerische Formgebung, der unter dem Pseudonymen

Wißnitz schon frühzeitig in den Reihen der nationalsozialistischen Bewegung stand und für sie kämpfte. Es ist unfröchtig eine der schönsten Marken, die wir Sammler kennen, und die ob ihrer schlichten, dem Bild innewohnenden Schönheit, jeden geangenen nimmt.



Sie verpflichten — die alte, wie erst recht die neue, herauswachsende Generation der Sammler, in diesem Sinne zu leben, zu handeln und — zu sammeln...

Nur wenige amtliche postalische Stempel sind es, die seit 1914 an den Heldenkampf, Untergang und Wiederaufstieg erinnern. Wenige, aber trotzdem deutsche, philatelistische Gedenkpostamente allerersten Ranges. Sie verpflichten — die alte, wie erst recht die neue, herauswachsende Generation der Sammler, in diesem Sinne zu leben, zu handeln und — zu sammeln...

Fliegerhorst

über Mannheim-Sandhofen

neuaufgebauten Wehrmacht zeigen wir aus dem Gau Baden den Stempel: „Fliegerhorst“ über Mannheim-Sandhofen, der sich auf eine alte und bewährte „Tradition“ aufbaut

Nur wenige amtliche postalische Stempel sind es, die seit 1914 an den Heldenkampf, Untergang und Wiederaufstieg erinnern. Wenige, aber trotzdem deutsche, philatelistische Gedenkpostamente allerersten Ranges. Sie verpflichten — die alte, wie erst recht die neue, herauswachsende Generation der Sammler, in diesem Sinne zu leben, zu handeln und — zu sammeln...

Nur wenige amtliche postalische Stempel sind es, die seit 1914 an den Heldenkampf, Untergang und Wiederaufstieg erinnern. Wenige, aber trotzdem deutsche, philatelistische Gedenkpostamente allerersten Ranges. Sie verpflichten — die alte, wie erst recht die neue, herauswachsende Generation der Sammler, in diesem Sinne zu leben, zu handeln und — zu sammeln...

Nur wenige amtliche postalische Stempel sind es, die seit 1914 an den Heldenkampf, Untergang und Wiederaufstieg erinnern. Wenige, aber trotzdem deutsche, philatelistische Gedenkpostamente allerersten Ranges. Sie verpflichten — die alte, wie erst recht die neue, herauswachsende Generation der Sammler, in diesem Sinne zu leben, zu handeln und — zu sammeln...

Nur wenige amtliche postalische Stempel sind es, die seit 1914 an den Heldenkampf, Untergang und Wiederaufstieg erinnern. Wenige, aber trotzdem deutsche, philatelistische Gedenkpostamente allerersten Ranges. Sie verpflichten — die alte, wie erst recht die neue, herauswachsende Generation der Sammler, in diesem Sinne zu leben, zu handeln und — zu sammeln...

Nur wenige amtliche postalische Stempel sind es, die seit 1914 an den Heldenkampf, Untergang und Wiederaufstieg erinnern. Wenige, aber trotzdem deutsche, philatelistische Gedenkpostamente allerersten Ranges. Sie verpflichten — die alte, wie erst recht die neue, herauswachsende Generation der Sammler, in diesem Sinne zu leben, zu handeln und — zu sammeln...

ABENTEUER AM AMAZONAS

Wie vier Deutsche den Film „Rätsel der Urwaldhöhle“ schufen



Tonaufnahme im Indianerdorf:
Fassungslos stehen die Eingeborenen vor dem Wunder der Technik

Die deutsche Amazonas-Jary-Expedition, die im vergangenen Jahre mit einer reichen zoologischen und völkerkundlichen Ausbeute nach Deutschland zurückkehrte, wird demnächst in einem abendfüllenden Film „Rätsel der Urwaldhöhle“ das Erlebnis ihrer Reise der Öffentlichkeit unterbreiten. Drei junge deutsche Forscher, Schulz-Kampfenkel, Gerd Kahle und der Expeditionsingenieur Krause, durchquerten eine der unzugänglichsten mit

Stromschnellen durchsetzten Urwald-Flußlandschaften Amazoniens. Sie drangen bis an die Grenzen Franz-Guayanas vor, wo sie von Zwergstämmen der Dayana und Dayapi-Indianer freundlich aufgenommen wurden.

Damit gelang zum erstenmal eine Süd-Nord-Durchquerung Bras.-Guayanas auf dem Jaryfluß. Fast übermenschliche Anstrengungen bereitete die Überwindung der Strom-



Mit Erdfarben und Menschenhaar
erzeugt dieser Indianer bizarre und zugleich staunens-
erregende Kunstwerke

und sagt unseren Untergang voraus. Ich solle umkehren, sofort, ehe das Hochwasser komme. Die Dayana seien noch weit. Ich wälze mich schlaflos. Stunde um Stunde. Morgen geht es weiter ...“

Es ging weiter, die Forscher ließen sich durch nichts beirren und so kam, gerade in den Tagen tiefer Depression, der Umschwung. Man schickte die Dayanas. In einer feierlichen Zeremonie wurden die Forscher von diesen Waldmenschen empfangen, die noch mit Pfeil und Bogen jagen und in allem das Leben ihrer Vorfahren wie vor Jahrtausenden führen.

Der Film hat diese Szenen festgehalten, in denen kein Bild gestellt ist und die uns eine Vorstellung geben von Indianern, die noch nichts mit der modernen Zivilisation zu tun hatten. Er beweist aber auch den Mut der jungen Forscher und die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich ihrem Vordringen entgegenstellten.

Indessen, nicht nur des Filmens wegen sind die Forscher in dieses größte Urwaldgebiet der Erde eingedrungen, sondern um es geographisch, völkerkundlich und zoologisch zu erschließen. Aber wie die einen das Gewehr stets schußbereit trugen, so hatte ein anderer ständig die Kamera in der Hand oder griffbereit neben sich im Boot oder auf dem Lagerplatz. Und dadurch sind Filmaufnahmen von oft geradezu aufregender Wirkung gelangt. So zum Beispiel — Gerd Kahle erzählte Näheres darüber — unsere entsetzten Gesichter, als wir den ersten Urwaldmenschen erblickten, dann das plötzliche Aufstöhnen einer sechs Meter langen Riesenschlange unter 60



Zum ersten Mal
vor der Kamera:
Zwei Aparay-Frauen
von den Ufern des Rio Jary

Zum ersten Male vor der Kamera
Aufnahmen: Ufa (7)
Zwei Aparai-Frauen, die die Expedition an den Ufern des Rio Jary fand

Meter hohen Urwaldbäumen, oder das polternde Herandräusen einer riesigen Herde von Wisentweinen. Am Einbaum festgebunden ließ sich der Kameramann durch die Stromschnellen treiben. Ein andermal wieder hatte er blitzgeschwind die Kamera in der Hand, als ein Indianerfreund schmahend einen als Dauerware konservierten gebräunten Affen vorzeigte. Oder er hielt ihn in dem Augenblick fest, wo er sich geplagt von den Moskitoen und flüchtend vor diesen schier unerträglichen Insekten ins Wasser hützte, um dort wassertretend seine Mahlzeit an dem Dörrfleischaffen fortzusetzen. Eine einfache Methode, wobei man allerdings berücksichtigen muß, daß auch das Wasser seine „Schattenseite“ hatte ...

Bei den Mannbarkeitsproben werden die Jünglinge schmerzhaftesten Hornissenstichen aus-

gesetzt, die sie ertragen müssen, ohne zu klagen. Es gibt dort eine Hornissenart, die so giftig ist, daß zwölf dieser Insekten genügen dürften, um mit ihren Stichen ein großes Stück Fleisch zum Berenden zu bringen. Mädchen sind mit 25 bis 30 Jahren schon alte Frauen. Und bei unehelich geborenen Kindern hat die Mutter des Mädchens die Pflicht, das Neugeborene zu töten.

In gründlicher Durcharbeitung wurde der Film nun vollendet. Die Fachwelt wartet auf ihn mit Spannung, und auch die breite Öffentlichkeit wird mit Interesse dieses Lebensbild aus der grünen Urwaldhöhle betrachten, das nicht zuletzt ein Beispiel ist für deutschen Pioniergeist und entschlossene Tatbereitschaft im Dienste der Wissenschaft über alle politischen Grenzen hinaus.

Spiel in der Wüste

Mit Willy Birgel und Brigitte Horney in der Wüste

Für den Ufa-Tonfilm „Verklungene Melodie“ weilte eine Filmexpedition unter Leitung des Spielleiters V. Tourjansky mehrere Wochen am Rande der Sahara. Unser Mitarbeiter schildert hier Erlebnisse der Teilnehmer in der afrikanischen Wüste.

Der besetzte Chauffeur vor meinem Hotel in Biskra geht nicht eher von meiner Seite, ehe er mich, mit dem nalenen Singang der Araber, überflücht und in seinen Autofarben gezwungen hat. Ich behaupte, daß ich keine Rundfahrten durch die Stadt und zu ihren Sehenswürdigkeiten machen, sondern zur Ufa in die Wüste will. „Dui! Dui!“ beteuerte er immer wieder, daß er mich verstanden hat, und er orient: „Brigitte Orney“ und zeigt sein weißes Gebiß. Er fährt mich durch die Stadt, durch die Araber- und Negervorstadt, durch die Hauptstraße, wo in Steinhäusern die Kolonialfranzosen wohnen, an den Obfaharen vorbei, die ihre Körbe über die Straße schütten, an den Lehmwänden entlang, mit denen die Palmengärten umgürtet sind. Immer tröstlicher und blätterarmer werden die Palmen, und schließlich sehen sie aus wie eine Schar von Weibern, die ihre verkrüppelten Leiber über die Sanddünen heben.

Nachdem die Wüstenstraße, die Wind und Sand gebildet haben, einen Bogen gemacht hat, öffnet sich hinter einer Sandwelle der flache Talgrund: Neubabelsberg in der Sahara. In der Mitte eines weiten Platzes stehen die geheimen Zeichen der Filmarbeit, Filmkameras und Mikrophongalgen ragen vor dem Hintergrund der goldgelben Wüstenwellen auf, und um ein vom Saharaland eingewickelter Sportflugzeug bewegen sich emsig Gestalten. Es ist so still, daß man den Dynamo im Kameragehäuse hört. Barbara Lorenz (Brigitte Horney) und Thomas Gront (Willy Birgel) sitzen unter dem freigelegten Flügel des Sportflugzeuges, verzagt wartend und mit fiebernden Gesichtern. Thomas Gront, der, von einem Wüstensturm niedergezwungen, in der Wüste notlanden mußte, sucht den Himmel ab: „Wo diese Kerle nur bleiben —! Gestern mußten sie's doch in Sandbar erfahren haben, daß wir nicht angekommen sind! Und in Riamey haben sie drei Militärlieger, die sie abschießen können. Sie werden erst weftlich suchen, weil ich gesagt habe, ich werde den Sturm weftlich umfliegen“, macht er sich und seiner Leidensgefährten Mut. Barbara hilft ihm dabei: „Vielleicht kommt eine Karawane vorbei und sieht unsere Fahne“, aber Thomas entgegnet bitter: „Das wäre eine Chance, wenn wir es mit unserer Tafel Schokolade und unseren zwei Flaschen Wasser zwei Monate aushalten können.“

Brigitte Horney hat in den Wüstentagen schon ein Abenteuer gehabt: Sie bekam von einem afrikanischen Araber einen Heiratsantrag.

„Ich küsse den Staub eurer Füße“, munt sie vor, „gesenkt sei dein Eingang und Ausgang“, so empfangt mich der Araber, in dessen Bazar ich ein Andenken an Alger kaufen wollte. Während er mich zu Mokka und Helma — einem Gericht aus Sesam, Helleb, Fruchtstift und Fett — einlad, begann er also: „Sie sind Deutsche. Oh, wir lieben Deutsche. Wieviel kostet übrigens eine Schiffstare nach Hamburg? Ich möchte gern die Befehlshalt einer europäischen Frau machen. Sehen Sie, bei uns sind die Frauen so ungebildet, man kann niemals ein ernstes Wort mit ihnen reden. Und weiß man denn, was eine Frau bei uns tut, wenn sie ausgeht? Der Schleier schützt sie, jede verführerische Frau sieht wie die andere aus, das ist das Unglück. Madame, möchten Sie nicht ein paar Tage mein Gast sein? Einen so vornehmen Gast unter meinem armeneligen Dach gehabt zu haben, wäre mir eine große Ehre.“

Schade, daß der Regisseur wieder zur Aufnahme ruft.

Wir sitzen im Schatten des „Café des Dunes“, einer armeneligen Lehmhütte am Wüstenrande, wohin der Filmexpedition jeden Tag von dem „Palace-Hotel“ in Biskra das Essen gebracht wird. Während die Kinder, die neugierig aus den Hütten herübergekommen sind, auf der Erde lauern und mit den Fingern die Stengel des roten Zuckerrohrs schälen, trägt uns der emsige Sahara-Kellner, ein wolkförmiger Subanneger, das Kamelfleisch auf. Obwohl die Schatten noch kurz sind, können die Filmleute doch nicht verbergen, daß sie so matt sind, als hätten sie einen schweren Drehtag in Neubabelsberg hinter sich. Ausgeschieden aus den Gefilden des Wohlbehagens flüchten Stars sechs, acht Stunden in der Wüstenstunde; herausgerissen aus dem Rhythmus ruhigen Arbeitens, schaffen die Filmleute unter der Wüstenhitze.

Ich winke ihnen, während ihre Autos hinter Hügelwellen verschwinden. Lange noch brummen die Motoren der Autos zu mir herüber, ehe sie in der Unendlichkeit des löwengelben Sandes verschwinden, der sich, wie ein von Dränen gepfeifchter und nun erstarrender See, unter den Himmel breitet.

Armin Schönberg



Notlandung in der Sahara
Willy Birgel und Brigitte Horney im Ufa-Tonfilm „Verklungene Melodie“, dessen Außenaufnahmen in der Sahara gedreht wurden
Photo: Ufa

Responsible for text and photo: Dr. Günther Röhrens and Fred Beck, Berlin